

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338466](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338466)



Stück der Heidenmauer auf dem Obillenberg Aufnahme: Spehner, Straßburg

Das gewaltigste vorgeschichtliche Befestigungswerk

Lange, ehe das Christentum am Oberrhein auftrat, war die steil aufragende Höhe zwischen dem Tal der Ehn und dem der Kirneck, heute Obillenberg geheissen, zur heiligen Stätte des Elsass geworden. Seit grauer Vorzeit erhob sich hier ein Opferaltar, ähnlich wie auf dem Donon. Vielleicht hatten dann auch die Römer, als sie die Herren der Landschaft zwischen Schwarzwald und Vogesen geworden waren, da oben ein Heiligtum errichtet. Von alledem ist freilich heute nichts mehr zu sehen. Um so gewaltiger aber mutet die Heidenmauer an, die zu den großartigsten Zeugen deutscher Vorgeschichte gehört.

Was ist es um diese Heidenmauer?

Wie man annimmt, haben die Kelten – von andern Forschern wurden sie gelegentlich die Peleager genannt – auf dem Gebirgsmassiv der Hohenburg, wie der Obillenberg früher hieß, eine Flichburg von erstaunlichen Ausmaßen an-

gelegt. Vom Männelstein bis zum Hagelschloß zieht sich in einer Länge von über zehn Kilometern eine aus Sandsteinblöcken aufgeschichtete Mauer hin, und im Abstand von ein bis vier Kilometer zurück, die an vielen Stellen die natürlichen Felsvorsprünge an den Berghängen einbezieht. Da zur Festigung des urtümlichen Steingefüges kein Mörtel zur Verfügung stand, verwendeten die kühnen, vorgeschichtlichen Festigungstechniker Eichenklammern in der Form von doppelten Schwalbenschwänzen, etwa zwanzig bis dreißig Zentimeter lang. Diese eichenen Verbindungsglieder sind längst verschwunden – aber die Mauer selbst ist auf weite Strecken noch gut erhalten. Zwei Quermauern teilen den Raum im Innern der Umfassungsmauer in drei etwa gleich große Teile.

Man geht kaum fehl in der Annahme, daß diese Heidenmauer bei ihren Schöpf fern hoch in Ehren stand. Ein solches grandioses Werk besitzt seine eigene



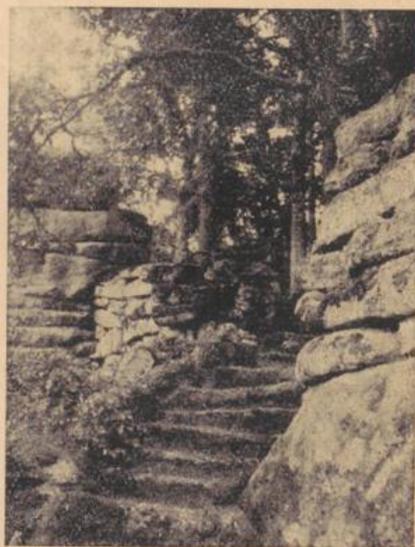
Die Heidenmauer auf dem Dbillenberg

Weihe. Und es ist recht wohl denkbar, daß die Welt der Heidenmauer als „heiliger Ring“ gegolten hat. Als dann die Römer die Kelten vertrieben hatten, mögen auch jene die mächtige Befestigungsanlage bestaunt und ihren Zwecken dienstbar gemacht haben. Und gar die Alemannen, die nach den römischen Kolonisten am Oberrhein sesshaft wurden und es bis zum heutigen Tag geblieben sind, werden nicht auch sie Sinn und Besen des „heiligen Ringes“ begriffen haben? So blieb dem Christentum, wie es in vielen anderen Fällen desgleichen nötig erschien, nichts anderes übrig, als den „heiligen Berg“ in sein religiöses Brauchtum einzubeziehen wie es durch die Legende von der heiligen Dbillie geschah.

Für uns heute ist der „Heilige Berg“ vor allem wegen der Heidenmauer, dieses wundervollen Festungswerks aus grauer Vorzeit, wieder zum gern erwanderten Ausflugsziel geworden.

Der „trockene“ alemannische Humor aber hat sich auch der Dbillia-Sage ein wenig bemächtigt. Zu den Bauten des erneuerten Klosters gehört u. a. auch die „Tränenkapelle“, in der die

Heilige um die Errettung ihres Vaters aus dem Jagefeuer unter Strömen von Tränen gebetet haben soll, und neben ihr die „Engelskapelle“, die wohl ehemals ein Wachturm der alten Hohenburg, der „Feste Altitona“, gewesen ist. Diese „Engelskapelle“ hängt kühn und verwegen über der in den Abgrund stürzenden Stützmauer. Um sie herum läuft ein schmaler Steg. Obwohl mit einem Geländer versehen, setzt er doch Schwindelfreiheit voraus, wenn man ihn begehen will. Die Volkssage behauptet nun, ein Mädchen, das neunmal ohne Unterbrechung und ohne sich am Geländer zu halten die Kapelle umkreisen könne, komme noch im gleichen Jahr zu einem Mann. Eines Tages freilich hat eine „böse Zunge“ die Mär fortgesetzt und gemeint, manche Frau würde wohl gern achtzehnmal die Runde um die „Engelskapelle“ machen, wenn sie ihren Mann wieder los würde.



Durchgang durch die Heidenmauer

Das Bild der oberrheinischen Heimat

Ja, mitten im Bandenkrieg, wie ihn der Osten mit sich bringt, steigt mit einem Male vor der Seele des Soldaten, der am Oberrhein daheim ist, das Bild der Welt auf, die ihm wie keine zweite vertraut ist. Heimat! Welche Flut von Gedanken bestürmt uns, wenn das Wort nur anklingt! Doch lassen wir dem Kriegsberichter Herbert Steinert das Wort. Er schreibt in einem PK.-Bericht aus dem Bandenkampf im Land der Bolschewisten:

Seit zehn Stunden hat es für uns kein Halt mehr gegeben. Wir sind den ganzen Tag marschiert, haben gekämpft und sind wieder marschiert. Wir haben geschwitz und gedurstet, uns Meter um Meter durch verfilztes Gestrüpp geschlagen, gurgelnden Morast durchwaten und sind durch Knöcheltiefen, heißen Sand marschiert. Jetzt liegen wir am Rande eines Kornfeldes. Dreißig Minuten Rast, wenn alle Gruppen gesammelt haben. Wir legen uns in den flachen Graben neben einem Feldweg. An seinem Rande hockt der Unteroffizier aus Pforzheim. Wir wissen, er ist von Beruf Goldschmied und seiner Hände Kunst fertigte vor dem Kriege manch schönes Schmuckstück. Seine verblühte Feldbluse ist weit geöffnet. In die Füge seines braungebrannten Gesichtes sind die Anstrengungen des Tages gegraben. Der Unteroffizier hat während der vergangenen zehn Stunden die Spitze geführt. Mit Karte und Kompaß wand er sich durch das Dickicht, niemals verlor er die Marschrichtung in der erbarmungslosen Szenerie des Urwaldes.

Während des Waldgefehtes war der Pforzheimer immer dort zu finden, wo die Banditen am nächsten waren. Seinem prüfenden Auge war auch kurz vor

Erreichung des Rastplatzes die frische Farbe im Sande des Feldweges nicht entgangen. Schnell hatte er sich von einem Minensucher die spitze Sonde geben lassen und mit fast zart zu nennenden Stichen das sandige Erdreich durchsucht. Dann legten die Finger, die sonst mit allerfeinstem Werkzeug Gold und Silber formten, die hölzernen Leiber der Sprengmittel bloß. Unter den Händen des Goldschmiedes wartete der Tod, furchtbar ist seine Form. Schrecklicher als alle anderen Gefahren ist diese geballte Kraft der heimtückischen Waffe.

Jetzt hält die gleiche Hand eine kleine, silberne Münze. Sinnend betrachten die Augen des Unteroffiziers das Silberstück lange. Vor zwei Jahren, sagte er uns, das blinkende Metallstück leicht hochwerfend und wieder auffangend, habe er diese Münze von einer kleinen Französin als Talisman erhalten.

Vor zwei Jahren in Frankreich – wie lange ist das nun schon wieder her, wie ferne und unwirklich spricht es uns in dieser Stunde und in dieser Umgebung an. So ungefähr hatte einer von uns dem Unteroffizier geantwortet. Wir anderen liegen im Graben, schließen die Augen und versuchen zu träumen. Frankreich, Paris, Schlösser an der Loire – da unterbrechen wieder die Worte des Kameraden unsere Träumereien. Der Anblick der kleinen Münze hat ihn beredt gemacht. Aus ihrer kleinen Nichtigkeit formt der Goldschmied uns eine Welt der Erinnerung und des Gewesenen, goldene Späne aus der Werkstatt des Glücks fallen, vergessen geglaubte Kostbarkeiten, kleine Denkmäler der Freude webt er in unsere harte Welt.

Mit der Hingabe eines vom Glanz der Heimat Berauschten spricht er dann zu uns Träumenden von den Tagen, da er nach dem Westfeldzug mit seiner Division über Mühlhausen, Breisach, Freiburg nach Karlsruhe marschiert war. Er malt uns Sonnentage, begeisterten Empfang, helle Frauenkleider und Kinderlachen und öffnet mit seinen Worten den Zauberschrein, der das gesegnete Land des Oberrheins in sich birgt. Der Kaiserstuhl steigt vor uns auf, der ehrwürdige Münsterbau von Breisach. Wir hören die schnellen Wasser des Rheins durch die Schiffsbrücke rauschen, die Weingärten der Markgräfler öffnen sich. Wir marschieren mit unserem Erzähler durch Eimeldingen, Müllheim und Krozingen. Wir sehen die niederen, rebenumrankten Häuser, wie feurige Lanzen fällt die heiße Sommersonne aus dem dunklen Laub der Nussbäume auf die breite Straße, über Rosen- und Asternbeete tanzen bunte Schmetterlinge. Das ganze Land gleicht einem einzigen Lachen. Dann ragt aus einem zarten Dunstschleier der rötliche Sandsteinfinger der Freiburger Münsterpyramide. Dann schlägt der gleichmäßige Tritt genagelter Stiefel auf das saubere Steinpflaster enger Gassen, durch die glitzernd und klar kleine Bächlein fließen. Tief schürft der Unteroffizier im Schacht der Erinnerung. Vieles hat er noch zu umschreiben aus einer heute schon lange vergangenen Zeit.

Fertigmachen! Von Mund zu Mund wird der Ruf weitergegeben und schreckt uns aus unseren Träumen auf.

Als wir schon längst wieder marschierten, der Unteroffizier mit den Minensuchern weit vorn an der Spitze, als uns unendliche Mückenschwärme plagten und schwüle Luft über grünlich bewachsenem Moor brütete und wir das Altmen einer anderen Welt um uns spür-

ten, die wir Schritt für Schritt durchmessen mußten und wir schon wieder weit fort waren, da strahlten immer noch die Edelsteine aus dem Zauberschrein der Heimat ihren Glanz in unsere Herzen. Der Unteroffizier schenkte uns vergessen geglaubte Kostbarkeiten und wir sprachen noch lange von ihnen auf unserem Marsch gegen den Feind ohne jede Menschlichkeit. Wir begriffen, warum wir nur noch Wille sein durften, ihn zu vernichten.

Man muß sich zu helfen wissen

Es war um 1800 noch Gewohnheit, daß uneheliche Kinder so gut wie die ehelichen den Geschlechtsnamen des Vaters bekamen. Aber erst mußte man wissen, wie dieser Vater hieß. Genug junge Mütter mußten bekennen, daß sie ihn nicht kannten. Es sei ein unbekannter Soldat, gar ein Franzose gewesen, der sie vergewaltigt habe. Da war denn der Pfarrer in Not, welchen Namen er dem Kinde geben sollte. Es bekennt eine der jungen Mütter, der Kerl sei betrunken gewesen – also heißt das Kind eben „Nuschmann“. Eine andere weiß nur noch, daß er einen blauen Kittel getragen habe – also gibt der Pfarrer dem Kinde den Namen „Blaukittel“. Einmal ist der Pfarrer gnädiger. Er nennt das Kind, vielleicht um die Mutter zu trösten, „Engel“. So hat also die Französische Revolution in Gengenbach – es handelt sich um die Kriege der Franzosen im Anschluß an ihre Revolution von 1789 – doch noch einen „Engel“ hinterlassen . . . Die Namensgebungen des Gengenbacher Pfarrers, von denen in der schönen Zeitschrift „Die Ortenau“, wie es hier zu lesen steht, berichtet, entbehren zweifellos ohne nicht eines Schusses stiller ober-rheinischer Heiterkeit.



Der Kochgeschirrb Baum

Aufnahme: PK. Müller-Schwannke, Presse-Hoffmann

Der „Rekrut“ in der deutschen Soldatensprache

Daß der Soldat seine eigene Sprache führt, ist nichts Neues. Wer selber ge- dient hat, weiß es. Und manches Wort der Landser-Sprache ging auch in die Volksausdrucksweise ein. Da hat nun in der „Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde“ Albert Müller aus Für- stensfeldbruck einen „Beitrag zur Seelen- kunde des deutschen Soldaten“ ge- schrieben, in dem er von der „Wertung des Rekruten in der deutschen Soldaten- sprache“ spricht. Der „Kalendermann“ fügt den Aufsatz seinem Jahreshft ein:

„Gott grüße Euch, Ihr alten Kno- chen! Es kommt ein Hammel angefro- chen“, so lautet die von altersher fest- stehende Grußformel, mit der sich der Rekrut Einlaß in die geheiligten Räume eines von „alten Dienern“ belegten Zimmers erbittet. Oft kommen noch an- dere Gebräuche dazu, Stehenbleiben an der Tür, bis die Erlaubnis zum Näher- treten gegeben ist, das laute Ausrufen der „Parole“, der Tzage, die noch zu die- nen sind, Verneigungen, gebückte Hal- tung u. ä. Alle diese Dinge deuten an, daß sich der Rekrut in einem gewissen Minderwertigkeits-, Unterlegenheits- und Abhängigkeitsverhältnis gegenüber den gebienten Mannschaften fühlt oder doch fühlen soll.

Wie faßt nun der Soldat die Stel- lung des Rekruten auf und woher er- klärt sich wohl die Wertung, die ihm zu- teil wird? Die Beinamen, die der Re- krut erhält, deuten vor allem das Rohe, das Unfertige in seinem ganzen Wesen an. Er ist eben der „Anfänger“, im Gegensatz zum Soldaten der „Bauer“, der von jeher der Widerpart und auch der Begriff des Unsoldatischen schon zu Landsknechtszeiten war. Einige Proben mögen dies dartun. „G'schertter, Kam- mel, Hias, Pelznickel, Fresskopf, Krumm-

stiesel“ sind alles Namen, die ursprüng- lich Schelte für den Bauern waren. Ein Wort, das gerade heute häufig wieder für den Rekruten und ungeschickten Soldaten in Gebrauch ist, heißt „Heini“. Seine Verwendung im Sinne des un- fertigen Soldaten geht schon auf die Landsknechte zurück.

Man spricht nicht mit Unrecht vom „Soldatenhandwerk“. Als solches faßte auch der Landsknecht und auch später noch der Angeworbene seinen Stand auf. Die Doppelsöldner der Heere Grundsbbergs und Schärtlins können wohl in ihrer Stellung mit Altgefellen verglichen werden. Der Rekrut aber ist folgerichtig der „Zehrling“, der „Zehr- bub“, der nach den alten Hänfel- und Handwerkerbräuchen nicht mehr ist als ein rohes Werkstück, das erst zugerichtet werden muß. In diesem Sinne ist er der „Klos“, der „ungehobelte“, „un- geschrubhte“, dem erst der „Schliff“ bei- gebracht werden muß.

Darum ist er zunächst nur ein un- nützer Fresser, ein „Fresskopf“, ein „Kommisbrotvertilger“. Er ist nicht viel mehr wert als ein Tier und wird auch mit Tiernamen belegt. Er wird zum „Hirschel“, zum „Karnickel“, zum „Nist- läser“, zum „Heuhupfer“. Seine Un- sicherheit drücken die Namen „Bunt- specht“, „Seiwitz“ (Kiebitz) aus; er kann eben noch nicht wie ein richtiger Vogel seinen Flug geradeaus nehmen, sondern zuckt und schwankt wie die beiden ge- nannten hin und her. Selbst mit den Fischen wird er verglichen, er ist ein „junger Hecht“, der eben noch nicht or- dentlich schwimmen kann, ein „Neun- auge“, von dem man überhaupt nicht recht weiß, ob man es schon zu den Fi- schen oder noch zu den Würmern zählen soll. So ist es kein Wunder, daß man



Reitertrumpeterkorps auf Schimmeln

Aufnahme: PK. Böhmer-Presse-Hoffmann

den Vielgeplagten überhaupt als „Würmchen“, „Würmerl“ bezeichnet. Der schon erwähnte Titel „Hammel“ wird ihm zuteil, weil er sich allein nicht bewegen kann, er läuft zunächst nur in der „Hammelherde“, hat in Reih und Glied seinen „Stall“, den er besonders im Anfang seiner Rekrutenlaufbahn nicht findet und braucht einen „Leit-hammel“, seinen Ausbilder und Korporalschaftsführer. So ist er eben ein „junger Aff“, ein „junges Luder“.

Der Begriff der Unreife, der unerfahrenen Jugend, begleitet den Rekruten ständig. „Jung“ ist als Beiwort vom Rekruten kaum zu trennen. Er ist der „junge Hupser“, der „junge Spritzer“, der „Junge“ schlechthin, der „junge Sack“, der „Säugling“, der „junge Dutterer“, der „Duttenspatzcher“ (das kleine Kind, das noch an der Mutterbrust liegt und im Gefühl des Wohl-

behagens mit der Hand darauf klopft). Als „Küchlein“ hat er noch die „Eierschalen hinten kleben“.

Als noch nicht fertig ist der „Vaterlandsverteidigeranwärter“ noch „grün“, er ist eben ein „Jungholz“, das erst „gehobelt“ werden muß. Ein anderes dem Rekruten zugeteiltes Beiwort ist „naß“. Er wird zum „nassen Sack“, zum „patschnassen, treisch(trief-)nassen Sack“. „Naß“ ist ein Scheltwort, das früher wohl einen sehr üblen Sinn hatte. Im Volkslied von Epplein von Gailingen läßt sich der Raubritter von einer Bäuerin erzählen, die Nürnberger sagten, „der Epplein sei ein nasser Knab“. Diese vorwitzige Rede straft der Ergrimmte fürchterlich: „Er nahm das Schmalz und macht' es warm, steckt' ihr die Hand nein bis an den Arm, da, Bäurin, hast du deinen Lohn, erzähl den Herrn von Nürnberg davon.“

Dieser Wertung des Rekruten entspricht es dann auch, wenn man den Rekrutenausbilder „Dompteur“ nennt. So ein Jögling ist und bleibt der „militärische Embryo“, das „Bärenjunge“, das erst zurecht geleckt werden muß! Sinngemäß ist dann die Rekrutenabteilung die „Kinderbewahranstalt“, der „Kindergarten“. Weil der Rekrut die Bedingungen noch nicht erfüllt, die man an einen Soldaten stellt, ist er nur ein „Halbmensch“.

Mit der Benennung „nasser Stift“ kommen wir nochmals auf die Ehrungs-eigenschaft des Rekruten, der damit auch zum „Jögling“ gestempelt wird. Die schon erwähnte Auffassung vom Soldatenhandwerk bringt es mit sich, daß die Aufnahme in die „Irnung“ erst verdient werden muß. Bis sie wirklich statthat, ist der Anwärter und damit auch der Rekrut ein Fremder, ein Ausländer. In diesem Sinne sind auch die verschiedenen Namen gemeint, die der Rekrut häufig erhält. Er ist vor allem einmal der „Russe“, das „Russen-gesicht“, der „Russenkopf“, der „Zuch-tenruffe“, dann der „Polak“, der „Kra-fauer“, der „Kaczmarek“, der „Han-nake“. In neuester Zeit ist auch der Name „Britte“ aufgetaucht. Er dürfte wohl auch die dem Rekruten oft nach-gesagte „Frechheit“ versinnbildlichen. In derselben Absicht nennt auch der französische poilu den „bleuet“ noch „canadien“.

Eberfalls ganz neu erscheint das Beiwort „müd“ für den Rekruten. „Müde Säcke“, „müde Vertreter“, auch „müde Krieger“, so werden sie mit Vor-liebe angesprochen. Daß der Rekrut in-folge der ungewohnten Anstrengungen, die nun einmal die Ausbildung mit sich brinat, leichter ermüdet als der den Dienst schon gewohnte „Alte“, ist ja

ohne weiteres begreiflich. Aber es steckt noch ein anderes hinter diesem „Müde-sein“, das wohl der, der diesen Ausdruck heute gebraucht, nicht mehr kennt, das aber sicher in einem gewissen Unter-bewußtsein fortgelebt hat. „Der müde Mann“, der „müedinc“ ist nämlich der faule unfreie Knecht (Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, 4, Ausg. I, 428). „Müedinc“ begreift darum den Vorwurf der Unfreiheit in sich (ebenda II, 205). Es ist auch eigentümlich, daß Schelten, die leibliche Mißgestalt zum Vorwurf machen und die wieder Grimm anführt (ebenda) wie „lahme Hutsche“, „Blindschleiche“, „Schielwippe“ auch heute noch sich im Bestand der sogenannten „Drillausdrücke“ vorfinden.

Zahlreiche andere Ausdrücke und Wendungen, oft von unmißverständlicher Derbheit, tun die wirkliche oder vermeintliche Überlegenheit des „Alten“ über den „grünen Hasen“, den „jungen Sult“, den „nassen Pinsch“ dar. Während im Frieden der „Alte“ die „Parole“ zählte und stolz an den betreffenden Tagen den „Dreihunderter“, den „Zweihunderter“ oder „Hunderter“ an die Tür des Schrankes schrieb, galt für den „Spund“ nur die „Parole Unverschämt“. Aber wie alle Prüfungen ging auch diese vorüber. Wurden dem jungen Mann auch die „Hammelbeine tüchtig langgezogen“, mit der ersten Bekanntschaft mit dem scharfen Schuß und der ersten erfüllten Schießbedingung „fallen dem Russen die Rekrutenhörner ab“, und hat er einmal das „Bergfest“ (die Hälfte der Diersteit) hinter sich und ein Manöver mitgemacht oder jetzt in Kriegsläufen die Feuer-taufe erfahren, dann ist ihm „der Hammelschwanz abgefallen“, er tritt als vollwertiger Kämpfer in den Kreis seiner Kameraden.



„Das ist ein delikat Pfaffenbissel...“

Soldatengeschichten des „rotzigen Muskelierers“

Kaum ein anderer Waffengang erfuhr eine dichterisch ergreifendere Darstellung als der Dreißigjährige Krieg im „Abenteuerlichen Simplicius Simplicissimus“ des Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen. Der „rotzige Muskelierer“, wie er sich selbst nannte, zu Selnhausen geboren, kam als junger Soldat an den Oberrhein, wurde beim kaiserlichen Obristen Johann Reinhart von Schauenburg Regimentschreiber zu Offenburg, nach Kriegsende Schauenburgischer Verwalter und Gastwirt und endlich bischöflicher strasburgischer Schultheiß zu Kenchen, wo er starb und ein Denkmal an ihn erinnert. Soldaten-Anekdoten zu erzählen, mag eine Liebhaberei des Dichters gewesen sein. Hat er doch auch seinen „Ewigwährenden Kalender“ mit vielen spaßigen Geschichten aus dem Kriegsleben

gespickt. Eine Handvoll von diesen, die eine oder andere etwas gekürzt, mag hier folgen:

Das Platteislein

Nach der Eroberung von Breisach rüstete sich der Herzog von Weimar, auch Offenburg zu belagern, worin der kaiserliche Obriste von Schauenburg kommandierte. Daselbst wurde damals im Mühlbach ein Platteislein (darunter hat man sich eine steinbutt- oder schollenartige Fischgattung vorzustellen, die, weil sie sonst nur im Meer vorkommt, natürlich am Oberrhein baß bestaunt wurde) gefangen, welches für ein ungewöhnliches Wunderwerk gehalten und daher von den Fischern besagtem Obristen verehret wurde, der es auch verSpeiset. Aber ein noch sehr junger Muskelierer, von Geburt ein Selnhäuser,

machte diese Auslegung darüber: „Es würde“, sagte er, „die Stadt Offenburg, solange der Obriste lebe und darinnen kommandiere, nicht eingenommen werden.“ Weswegen der Jüngling sehr verachtet wurde. Es hat sich aber gezeigt, daß er wahr vorausgesaget, indem der Obriste die Stadt bis zum Friedensschluß gehalten... Sind demnach der gleichen Sachen nicht allemal zu verachten.

Der leere Magen

Simplicissimus mußte zu Philippsburg den Schmalhansen beherbergen. Sein Obriste fragte ihn auf der Schildwache, wie es stünde. Er antwortete: „Mit mir steht es allerdings wie mit den Verdammten in der Hölle, jene haben einen immerwährend plagenden Wurm im Herzen, ich aber empfinde dergleichen im Magen.“ – „Was hast du denn darin stecken?“ fragte der Obriste. Simplicissimus antwortete: „Nichts! Denn wenn ich etwas hinein-
zustecken hätte, so würde die Qual also bald aufhören.“

Der teutsche Bauer

Ich wurde einstmals mit der Gözischen Armee, die dormal zu Neustadt auf dem Schwarzwald lag, in die Schwabenheit kommandiert. Da kriegten wir einen Bauer, der uns den Weg am Bodensee weisen mußte. Diesen fragten wir per Spaß, ob er schwedisch oder kaiserlich sei. Er aber gedachte: Sagst du kaiserlich, so geben sich diese für schwedisch aus und räumen dir den Buckel ab, sagst du aber schwedisch, so widerfährt's dir ebenso. Antwortete derowegen, er wisse es nicht. „Schelm“, sagte ein Reiter zu ihm, „du wirst doch wissen, wem du zugehörst.“ – „Nein, ihr Herren“, antwortete der Bauer, „dies ist ohne Gefahr nicht zu sagen,

ich sei denn auf meinem Mist.“ Darauf sagte der Offizier: „Wenn du mir die Wahrheit bekennst und sagst, wie es dir ums Herz ist, so will ich dich wieder deines Weges laufen lassen, wo nicht, so mußt du im Bodensee ohn' alle Barmherzigkeit ersaufen.“ Der Bauer antwortete: „Ich hab' mein Lebtag gehört, ein Ehrlicher von Adel, wie ich Euch für einen ansehe, halte sein Wort, darum will ich eben so mehr auf solche Parolen die Wahrheit sagen (wenn ich deren nur versichert bin) und lebendig davonkomme, als stillschweigen oder gar lügen und im See verkaufen.“ – „Ein Schelm ist, der sein Wort nicht hält“, antwortete der Offizier. Da sagte der Bauer: „Es bleibt dabei! Was aber meine Affektion anbelangt, so will ich wünschen, die kaiserlichen Soldaten wären eine Milchsuppe so groß als dieser See, und die schwedischen wären die Brocken drin, alsdann möcht' der Teufel sie miteinander auffressen!“ Das gab bei uns ein Gelächter und dem Bauern wieder die Freiheit.

Das Pfaffenbissel

Simplicissimus nahm einstmals im Lager vor Magdeburg einem Offizier, als er ihm bei Tisch aufwartete und, weil jener einem kurzweiligen Rat zugänglich war, ein gutes Stück vom Teller und sagte: „Das ist ein delikates Pfaffenbissel!“ Und mit solchen Worten verschlang er's. Der Offizier sagte: „Ja, das war's. Es ist aber schad, daß es in einen Narren kommen sollt.“ – „Das gedacht' ich auch“, antwortete Simplicissimus, „denn eben darum hab' ich's genommen, damit es dem Herrn nicht zuteil würde.“

Der wohlfeile Has

Zu Philippsburg hatte Simplicissimus einen Hasen zu verkaufen. Den

bot er dem Marktetender an um zwei Gulden, denn es war damals eine teure Zeit. Dagegen wollte ihm der Marktetender nur einen halben Taler darum geben. Da sagte Simplicissimus zu ihm: „Du sollst dich was schämen, daß du dich und deinesgleichen nicht höher einschätzest.“

Der andere Alexander Magnus

Als Simplicissimus einem gestorbenen Musketierer, der bei Lebzeiten ein schlechter Soldat gewesen, mit einer Salve die letzte Ehre mußte antun helfen, sagte er, wenn er ihm eine Leichenpredigt halten sollte, so wollte er ihn dem Alexandro Magno vergleichen: Denn wie nach dessen Tod durch seine Fürsten, bis sie die eroberten Länder unter sich geteilet, mehr Blut vergossen worden, als bei Alexandri zu Lebzeiten geschehen, also hätten sie bei dieser Leich' mehr Pulver verschossen, als der Verstorbene sein Lebtag verschießen dürfen.

Der berittene Bauer

Springinsfeld wurde einstmals vom Simplicissimo gar übel bekleidet angegriffen. Derwegen nahm er ihn mit, ihm alles Guts zu erweisen. Unterwegs begegnete ihnen ein wohlberittener Bauer. Der sagte zum Springinsfeld: „D, Landsmann, du bedürftest wohl wieder eines guten Kriegs, damit du wieder ein wenig zurechtkämst.“ Denn die Bauern können's nicht lassen, der Soldaten zu spotten und sich zu freuen, wenn's ihnen übel geht. Simplicissimus antwortete dem Bauer: „Mein Freund, wenn er nur ein kleines Krieglein hätte, so wäre es genug, dir wieder auf die Füße zu helfen!“

Der Kriegsgewinnler

Diese letzte der Geschichten aus dem „Ewigwährenden“ des Hans Jakob

Christoph von Grimmelshausen hat im Kalender selbst keine besondere Überschrift. Die hier über sie gesetzt ist, soll andeuten, daß es schon zu Zeiten des Dreißigjährigen Krieges Vertreter jener Gattung von Menschen gab, die auch aus dem Krieg Kapital schlagen zu müssen glaubten. Hier die Anekdote selbst:

Um das Jahr 1636, da diesseit des Rheins alles durch den leidigen Krieg verderbet und verödet ward, wurden Harfen und Geigen aufgehängt, wegen denn unser Geiger sein Saitenspiel ungestimmt lassen mußte. Es waren alle Victualia und wovon der Mensch leben soll, unglaublich teuer und so schwer zu bekommen, daß viel Menschen Hungers starben. Damit nun der Spielmann sich mit Weib und Kind durch diese Jammerzeit bringen möcht, fing er an, zu schachern und über den Schwarzwald hinaus zu handeln, allwo er Butter und Käse wohlfeil einkaufte und dann wieder teuer verhandelte, welches ihm so wohl anschlug, daß er bald reich worden wäre, wenn die Krieger ihn nicht bisweilen beraubt hätten...

Nun, die Herren Kriegsgewinnler im großen, die von Krieg zu Krieg sich besser auf ihr Gewerbe verstehen lernten, wurden reich, ohne daß es gelang, ihnen ihren Raub wieder abzujagen. Der Dichter des Simplicius Simplicissimus würde dieser besonderen Sorte von Gaunern, denen in Deutschland das Handwerk ein für allemal gelegt ist, die dafür aber in den Ländern der Feinde um so ungenierter ihr kriegerlängerndes Unwesen verfolgen, gewiß einen saftigen Spruch ins Stammbuch schreiben und ihr Tun auf echt Grimmelshausen'sche Art an den Pranger stellen.

Elf erbitterte Nächte . . .

Zu den unsagbar harten Kämpfen an der Ostfront, die durch die gescheiterte Bolschewisten-Offensive entfesselt wurden, gehörten auch jene im Südwesten von Drel. Hier wehrten Ober rheiner den Ansturm ab. Der Kriegsberichter Helmuth von Kugelgen hat dieses erbitterte Ringen geschildert:

PK. Der Stabsgefreite G. ist auch gefallen in diesen elf schweren Nächten und Tagen des Sturmregiments – und seine Frau erwartet in diesen sonnigen Frühlingstagen ihr viertes Kind. Das Schicksal des einzelnen ist schwer, voll unerbittlicher Härte oft und möchte mit Verzweiflung und wilden Fragen den Stolz der Trauer und die Heiligkeit des Schmerzes verletzen. Und doch sind es die Taten der einzelnen und das Licht, das aus dem Dunkel des Schmerzes überwindend bricht, die Bestand und Geschichte des Volkes bestimmen. Opfer und Kraft des einzelnen baut Pfeiler um Pfeiler, auf denen sich die Brücke in die Zukunft schwingt, die den Schicksalsweg des Volkes trägt. Dem ersten Schmerz mag das kein Trost sein, aber es verleiht ihm doch den Stolz vor den Lebenden und die Demut vor dem Unsterblichen und vor Gott, die eine Kraft verleihen, der einzig die teilhaftig sind, deren Liebe jenseits der Sterne sucht. So wie die Einzelschicksale Heiligtümer sind im Kraftstrom des Volkes, so erscheinen uns auch die Heldenfriedhöfe inmitten der weiten fremden Erde des Ostens. In den kleinen Hügeln unter den Kreuzen verwandelt sich die Erde. Heimweh und unnennbare Verbundenheit zugleich erfasst uns, wenn wir vor einem Heldenfriedhof stehen. Das Gut, das er birgt, hat die Erde verwandelt, hat ihr den Himmel und die Welt des Geistes näher gerückt. Im Schweigen

und Ernst spricht das Unsterbliche unserer Kameraden zu uns.

Elf Nächte lang sind die Bolschewisten mit erbitterten Massenangriffen dreier frischer Elitedivisionen gegen die Front des badisch-württembergischen Sturmregiments angerannt, elf Tage haben sie den Sturmregimentären keine Atempause gelassen. Im Rundfunk ist dem deutschen Volk der Abwehrerfolg mitgeteilt worden, der sich in der Zahl von viel Hunderten von Feindtoten, viel Hunderten von erbeuteten Feindwaffen darstellt. Südwestlich Drel verblutete sich der Ansturm der Sowjets und stand schließlich still. Nun haben wir den Männern das Grab geschaut, deren Tapferkeit die Front gesichert hat. Der Kommandeur erinnert an den ungewöhnlich harten Kampf des Regiments, an die elf erbitterten Nächte, die herausragen aus allen Kämpfen des Regiments im Osten – und das ist ein großer Maßstab! Aus der Zahl jeder Kompanie nennt er einzelne Namen, deren Taten ihm bekannt geworden sind, ruft Namen und Taten einzelner als Denkmal für alle auf, deren ungenannte Tapferkeit und namenlose Tat den Feind überwand.

Feldwebel G. fiel an der Spitze seines Zuges beim Gegenstoß nach einer der blutigen Nächte. Unteroffizier N. kämpfte als Geschützführer an der schweren Pak, bis der letzte Mann der Bedienung im Nahkampf gefallen war. Unteroffizier E. blieb mit seinem schweren Maschinengewehr allein vorne liegen, obwohl der Gegner rechts und links von ihm schon tief eingebrochen war. Die toten Bolschewiken türmten sich buchstäblich vor seinem Gewehr, bis er alle Munition verschossen hatte und er im Nahkampf mit der Pistole in der

Hand fiel. Zwei Gefreite kämpften im Nahkampf bis zum letzten Atemzuge. Hauptmann H. fiel an der Spitze seiner Kompanie, die er zum Gegenstoß vorrückt, und sein tapferer Geist blieb bei seinen Sturmpionieren über seinen Tod hinaus. Der Gefreite S., seit Beginn des Feldzuges Schütze eins am Maschinengewehr, bekämpfte feindliche Infanterie, bis er durch einen Feindpanzer auf nächste Entfernung tödlich verwundet wurde. Feldwebel und Offizieranwärter J. verteidigte seine Beobachtungsstelle des schweren Infanteriegeschützuges im Nahkampf bis zu seinem Tode. Wachtmeister K. schoss mit seiner Batterie von der Beobachtungsstelle trotz feindlicher Umgehung unbeirrt weiter, schlug sich durch den Feind durch, um gleich wieder die Feuerleitung seiner Batterie zu übernehmen. Als der Gegner wieder vor seiner Beobachtungsstelle erschien, fiel er im Nahkampf.

Mehr Namen noch nennt der Kommandeur und beschwört ihre Taten der Tapferkeit. Abordnungen aller Regimentseinheiten stehen im großen Carré, Stahlhelm und männliche Disziplin. Ein tiefes Schweigen schwingt zwischen den Worten des Kommandeurs. Ergriffenheit festigt sich zur Entschlossenheit. Eine strahlende Märzsonne erhellt den tannengeschmückten Platz, leuchtet unserer Zuversicht. Die Flaggen gehen auf halbmast, drei Ehrensäulen dröhnen über den Heldenfriedhof, der Kommandeur legt einen Kranz nieder – im feierlichen Schweigen spricht leise von ferne die Front. Der Kampf geht weiter, bis zur Krone des Sieges. Über die Kreuze klingt der Gesang: „Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du nicht. Die Trommel schlug zum Streite, er ging an meiner Seite, im gleichen Schritt und Tritt ...“

Der Wehrmacht „Gewürzbefehl“

Die deutschen Küchen- und Gewürzkräuter waren unseren Großvätern, teilweise auch noch den Vätern, und vor allem natürlich den Großmüttern und Müttern durchaus bekannt. Da gab es auch in den Städten kaum ein Gasthaus oder eine Wirtschaft, dessen oder deren Küche nicht aus einem eigenen Gewürzgarten alle die köstlichen aromatischen Pflanzen entnommen hätte, die Speisen aller Art zu einer so reizvollen Schmackhaftigkeit verhelfen. Während des ersten Weltkriegs kam es zu einer gewissen Renaissance der deutschen Gewürzkräuter, die insbesondere infolge des Aufkommens fremdländischer und später auch in Deutschland hergestellter Essenzen usw. mehr und mehr in Vergessenheit geraten waren. Allein, bald schon nach 1918 verebbten

das Verständnis und das Interesse für unsere einheimischen Küchengewächse wieder. Als dann nach 1933 die zuständigen Ämter und Stellen sich mit dem Gedanken beschäftigten, wie es sich er möglichen lasse, das deutsche Volk in seiner Ernährung soweit wie erreichbar vom Ausland unabhängig zu machen, rückten auch die deutschen Gewürzkräuter wieder ins Blickfeld der Beachtung. Nur allmählich zwar, aber doch mit der Zeit in feststellbarem Wachstum, wurden wieder in den Gärten Salbei und Pimpinelle, Majoran und Boretsch und alle die anderen feinen Küchenpflanzen angebaut. Besondere Förderung erfuhren die Bemühungen, den alten Gewürzkräutern in der Lebensmittelversorgung der Nation wieder die ihnen zukommende Stellung

zu verschaffen, durch eine Aktion, die vom Oberkommando des Heeres im Jahre 1938 für den Anbau und die Verwendung deutscher Gewürzpflanzen in den Truppenküchen eingeleitet wurde. Die Heeresverpflegungsabteilung im D.R.H. entschloß sich dann, 1941 die Empfehlung vom Jahr 1938 in einen Befehl umzuwandeln, demzufolge die Truppenküchen deutsche Gewürzkräuter anbauen und verwenden mußten. In der Zeitschrift „Gemeinschaftsverpflegung und Kochwissenschaft“ fand der Kalendermann eine Schilderung vom Stabszahlmeister J. Bein, der berichtete, was geschah, um die Durchführung des „Gewürzbefehls“ zu erleichtern. Mit Recht wurde dabei darauf hingewiesen, daß es zwar keineswegs an Literatur über deutsche Gewürze mangle, diese aber häufig zu theoretisch gehalten sei. So kam es zur Herausgabe eines kurzen Merkblattes durch das D.R.H., mit dem dann auch gute Erfolge erzielt wurden. Die Heeres- und Wehrkreislehrküchen stellten sich außerdem in den Dienst der gebotenen Aufklärung und Propaganda.

Auch die Verwendung von Wildgemüsen wird vom D.R.H. befürwortet und gefördert. Hier verdient aus der „Schriftenreihe für die praktische Hausfrau“ das Heft „Wildgemüse, Wildkräuter, Wildfrüchte, Deutsche Haus-teeypflanzen“ (in Verbindung mit der Reichsfrauenführung herausgegeben vom Reichsausschuß für Volkswirtschaftliche Aufklärung, Beyer & Druck, Leipzig) hervorgehoben zu werden. In ihm werden alle zur Verwendung in der Küche in Betracht kommenden Pflanzen, die wild wachsen, beschrieben und im Bild gezeigt. Des fernern erfährt man alles Wissenswerte über die Einsammlung der brauchbaren Teile der Pflanzen, über deren Verwendung

usw. Da sind berücksichtigt: Brunnenkresse, Brennessel, Gänseblümchen, Hirtenäschel, Hopfen, Huflattich, Löwenzahn, Sauerampfer usw. Gerade für unsere meist überraschend köstlichen Wildgemüse gilt, daß es wirklich unnötig und sinnlos ist, in die Weite zu schweifen, da das Gute so nahe liegt.

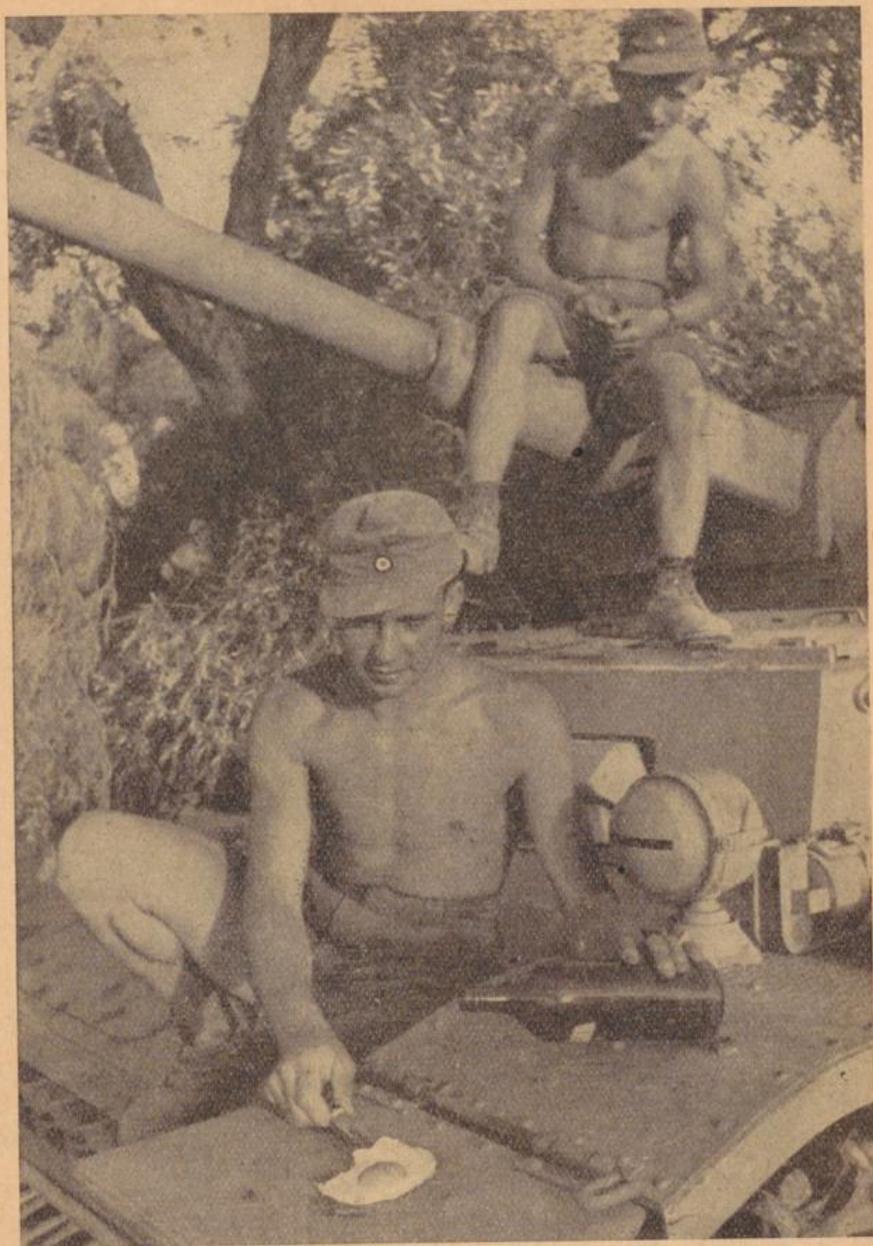
Die Preisfrage

Bekanntlich veranstalteten früher die Zeitungen, Zeitschriften und auch die Kalender gerne Preisauschreiben. Für die Kriegszeit ist das aber nicht gestattet. Ist erst wieder Friede, so wird zu überlegen sein, ob nicht auch der Kalendermann seiner Lesergemeinde wieder eine Preisfrage stellt. Aber das wollen wir vorläufig in Ruhe abwarten . . .

Einmal hatte eine Zeitung ihre Bezieher eingeladen, sich an einem Wettbewerb zu beteiligen, dem die Frage zugrunde lag: „Was mache ich, wenn ich das große Los gewinne?“ Man kann sich denken, daß da recht verschiedenartige und auch nicht eben alltägliche Wünsche geäußert wurden. Und es war den Preisrichtern nicht gerade leicht gemacht, eine Entscheidung zu treffen. Schließlich wurde der erste Preis der Antwort eines Mädchens zugesprochen. Diese hatte geschrieben: „Wenn ich das große Los gewinne, dann baue ich mir ein Haus, ganz nahe bei der Dragonerkaserne.“

Schafsdärme

Bei einer Soldatenhochzeit ward *Simplicissimus* zu Philippsburg zum Tanzen angemutet. Er aber als einer, der sein Tag dem Tanzen nichts nachgefraget, sagt, es sei genug, daß er dem Kalbsfell folgen müsse; sollte er auch noch den Schafsdärmen nachhüpfen?



Das Spiegelei auf der Panzerplatte

Aufnahme: Wehrbilderdienst, Berlin



Die Stiefelparade zu Strassburg

Es war im Jahr 1879. Am 19. September. Das XV. Korps, das in Strassburg sein Generalkommando hatte, nahm zum erstenmal an einem Kaisermandöver teil. Es war der greise Kaiser Wilhelm I., der „alte Kaiser“, der die erste Heerschau großen Stils auf elsäsischem Boden hielt. Das Polygon, der alte, aus französischer Zeit herrührende Exerzierplatz, reichte für eine Parade von solchen Ausmaßen nicht aus. Da hatte man in der Nähe von Königshofen ein abgeerntetes Gelände für den Vorbeimarsch der Truppen ausgesucht. Die Äcker und Felder waren herrlich hart. So glaubte man allen Grund zu haben, mit der getroffenen Wahl zufrieden zu sein. Es kam aber anders. Wie es kam, das hat später der Militärschriftsteller Oberst Immanuel erzählt, der als junger Leutnant bei den Hundertsechszwanzigern, dem achten

Württembergischen Infanterie-Regiment, an jener Parade teilnahm.

Nämlich in der Nacht ging ein wolkenbruchartiges Gewitter über der Stadt Strassburg nieder. Zwar gab es ernste Gesichter und die ersten ahnungsvollen Seelen... Aber am andern Morgen lachte die Sonne wieder. Es war ein prachtvolles Paradowetter. Riesige Menschenmassen umsäumten das Marschfeld. Nur die Soldaten, die in aller Herrgottsfrühe aufmarschiert waren, verloren allmählich die festlich beschwingte Heiterkeit. Besonders die Gesichter der Offiziere wurden länger und länger. Man trug nämlich damals zu Paraden die lange Hofe und dementsprechend die vorgeschriebenen weiten Kurzschäfter. Der von dem nächtlichen Vollenbruch aufgeweichte lehmige Ackerboden machte sich immer stärker bemerkbar. Man konnte sich ausrech-

nen, wann das ständig steigende Naß den unter den langen Hosen wohlverborgenen Schaftstrand der niedrigen „Knobelbecher“, wie man die Kurzschäfte nannte, erreichen würde. Fast zwei Stunden wohl stand man schon, da ertönte der erlösende Kanonenschuß: Der Kaiser war auf dem Feld eingetroffen, die Musikkorps spielten, dreifach donnerte das Hurra aus 25 000 oder noch mehr Landsknechten. Dann folgte der Parademarsch. Es dauerte nicht lange, da war das Feld unter den schlagenden Soldatenstiefeln zu einem einzigen weiten Morast geworden. Und schon staken in diesem Morast die ersten Kurzschäfte. Es wurden immer mehr gährende Stiefelschäfte, die von den vorderen Truppenteilen steckengeblieben waren, oft mitsamt den Strümpfen und heiter winkenden Fußlappen. „Es war“, so schildert Oberst Immanuel, „dem und jenem gelungen, im Vorbeimarsch einen vereinzelt Stiefel mit schneller Hand herauszuziehen. Großartiges leistete dabei unser gestrenger Kammerunteroffizier, Sergeant A., der mit eigener Hand zugriff, um zu retten, was zu retten war und schließlich die Freude hatte, damit nicht nur den Verlust der Kompanie zu decken, sondern darüber hinaus auch noch zwei Stücke mehr zu bergen, freilich nur linke.“ Als letzte marschierten die 15. Pioniere vorbei, wie die Legende erzählt, alle Mann barfuß, denn der vertrackte Lehm hatte ihnen sämtlich die Kurzschäfte ausgezogen, weil vor ihnen die bayerische Artillerie gefahren war . . .

Auf den üblichen Vorbeimarsch in Regimentskolonnen verzichtete der Kaiser, der das Unheil mit väterlichem Humor ertragen hatte. Aber General von Fransecky, der Held von Königgrätz und Gravelotte – ein Fort der alten

Festung Straßburg trug seinen Namen – erhielt vom Kaiser die Erlaubnis, auf anderem Platz sein ganzes Armeekorps vorführen zu dürfen. Die Regimentskolonnen traten dann an der schnell ausfindig gemachten, so trügerisch-trockenen Stelle erneut zum Parademarsch an. Aber es wurde auch hier nur noch schlimmer. Das ganze Feld war nach kürzester Zeit mit „Knobelbechern“ einfach überfät.

Das war die „Straßburger Stiefelparade“. Sie erhielt ihre für die Geschichte der preussischen Armee unvergessliche Bedeutung. Die immer unbeliebt gewesenen kurzschäftigen Stiefel hatten sich endlich selbst ihr Grab gegraben. Neuankömmlinge wurden untersagt – der Geburtstag des Schnürschuhs war gekommen. Mit des „Knobelbechers“ Herrlichkeit war es zu Ende.

Formationen

Die Pioniere haben im Gebirge gesprengt. Da, wo eben noch Wald war, klappt jetzt – wie mit dem Messer abgetrennt – ein felsiger Querschnitt durch vier oder fünf Gesteinsschichten.

Der Zugführer – Student der Geologie – kann nicht umhin, einige belehrende Bemerkungen zu machen. Er spricht von der Tertiär- oder Braunkohlenformation, von der Jura-Formation, in der das Eisenerz entstanden ist, und schließlich zeigt er auf die Steinhäuser, die so sorgsam aufgeschichtet am Wegrand liegen. „Weiß jemand, fragt er, „zu welcher Formation die Kalksteine da gehören?“

Pionier Scholk ist immer schnell mit der Antwort da.

„Jawohl, Herr Leutnant!“ sagt er, „zum Luftbaubataillon Nummer 4.“

Don damals . . .

Dem Kalendermann erzählte der Kamerad Franz Schneider in Littenweiler bei Freiburg i. B. aus der so weit zurückliegenden Zeit vor dem ersten Weltkrieg: „Es war im Korpsmanöver 1910. Verstaubt und zum Umfallen müde ist an einem Samstag spät abends das Regiment in dem oberbadischen Weinort Muggen eingerückt. Für Sonntag 1 Uhr wird noch Parole und Appell angesetzt, und dann gehts in die schönen Quartiere.

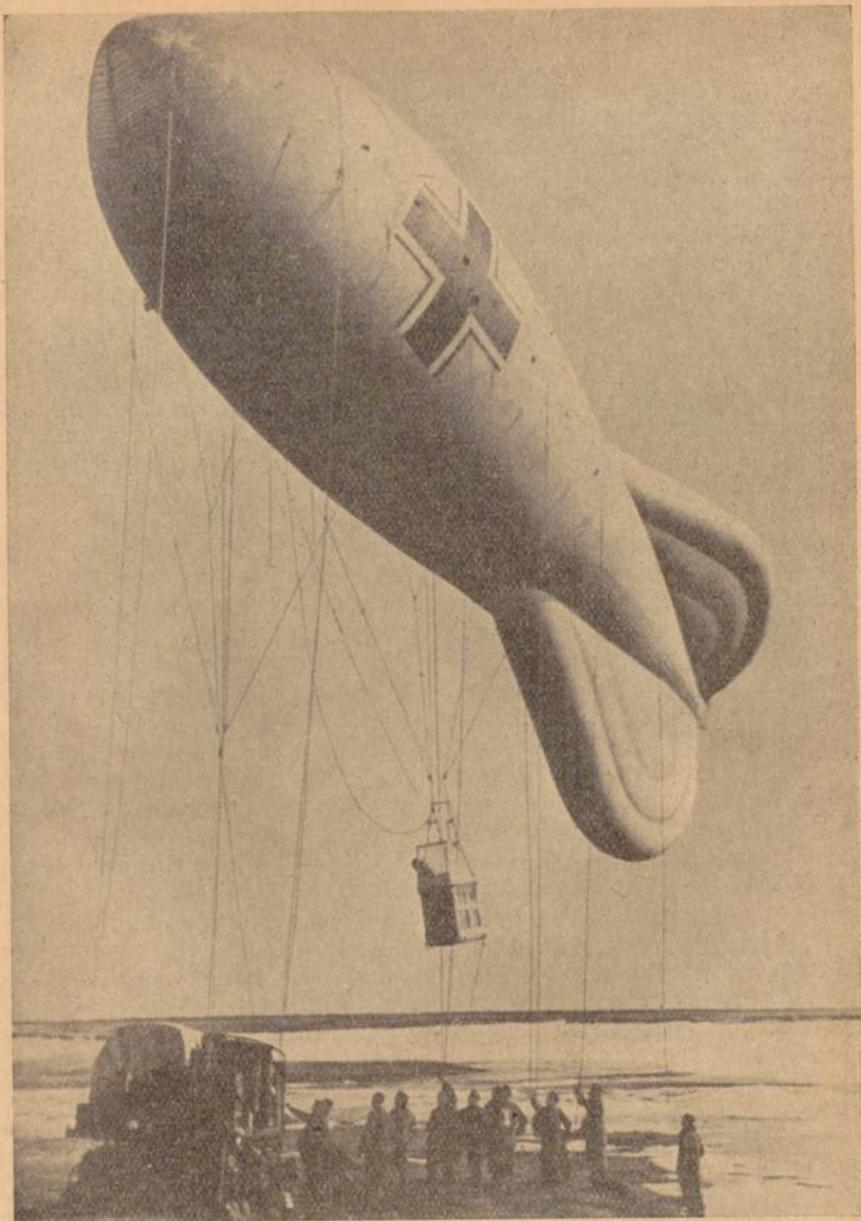
Alles? Nein. Die Fußkranken haben sich im Schulzimmer, das als Revierstube eingerichtet ist, zu melden. Es sind nicht wenige. Denn der Tag war heiß, und es hat viele Kilometer gegeben heute. Im Nu sind Verbandstoff, Puder, Krems und Leukoplast zu Ende. „Der Sanitätsgefreite Schäfer soll sofort nach Müllheim zur Apotheke fahren und das Fehlende holen“, befiehlt der Unterarzt. Der Sanitätsgefreite Schäfer macht kein sehr schlaues Gesicht, denn es ist schon bald Nacht. Dann hat er auch kein Fahrrad, und wenn er eines hätte, ist er ein ganz schlechter Fahrer und obendrein hundsmüde.

Aber er verschwindet. Jeder Befehl ist ja doch heilig. Draußen fragt er sich mühsam zurecht, wo denn die beiden Kompanieradfahrer ihre Behikel hätten. Ein eben vorbeikommender Offizierbursche weiß zufällig Bescheid und zeigt ihm die mit Staub und Straßensot überzogenen Fahrräder in der Scheuer eines Hofes, wo auch das Pferd des Hauptmanns einquartiert ist. Schäfer zerrt misstrauisch eines der schmutzigen Dinger heraus, schwingt sich darauf und trampelt in die Finsternis hinaus. Musketier Tränkle aber, der ahnungslose Besitzer des Fahrrades, hat eben im „Ochsen“ sein gutes Nacht-

essen hinter sich, und setzt sich zu den Kameraden im Nebenzimmer, die bereits in den höchsten Tönen Reservelieder singen. Nachdem der Gefreite Schäfer in Müllheim seinen „Pflasterkasten“ gefüllt hat, radelt er „spät durch Nacht und Wind“, und mit immer noch hungrigem Magen Muggen zu.

Ist es nun Schwäche, Hunger, Müdigkeit oder die mangelhafte Übung im Radfahren? Wie dem auch sei. Schon sieht er wieder die ersten Häuser von Muggen, da kommt er vom Weg ab, holpert über die Auskehrung und plumpst kopfüber in den Straßengraben, über das Rad hinweg. Glücklicherweise ist das Wasser eingetrocknet – aber das Fahrzeug ist vollständig zertrümmert. Und ein Loch hat der Schäfer im Kopf, aus dem es ihm warm auf die Hand tropft. Vor Wut mit den Zähnen knirschend, weiß er im Moment nicht, was er beginnen soll. Schließlich klaubt er die Trümmer des „königlichen Eigentums“ zusammen, schleppt sie und sich selbst in das Dorf hinein, wo er das „Brack“ in der Scheune in die finstere Ecke feuert, in der er das andere vermutet. Ihm ist jetzt alles wurscht. Die Verbandstoffe legt er fein säuberlich im Schulzimmer ab, aus dem schon alle Leute verschwunden sind, und begibt sich endlich auch ins Quartier. Mag kommen, was wolle. Es weiß ja niemand, daß gerade er das Rad geliefert hat.

Am Sonntag in der Frühe begeben sich die zwei Kompanie Radfahrer Tränkle und Hurtschig in die Scheuer, um ihre Räder appellfähig zu machen. In maßlosem Entsetzen sieht Tränkle sein ehemals so stolzes Fahrzeug. Sein Kamerad Hurtschig bricht in lautes Lachen aus, denn der Anblick ist zum Kugeln, und sein Rad ist ja ganz und



Ballon hoch! An dem Drahtseil, das auf dem Wagen der Motorwinde über eine gewaltige Kabeltrommel läuft, wird der Ballon hochgelassen. Der Beobachter hat in dieser luftigen Höhe einen Überblick über das ganze Gelände und gibt seine gemachten Beobachtungen sofort der vorgefetzten Dienststelle weiter.

Aufnahme: PK. Esold-Atlantik

heil. Am Mittag findet der Appell auf dem Rathausplatz statt. Jung und alt der Einwohnerschaft umsteht die Truppe, die vom Herrn Feldwebel gemustert wird. Am Schluß des Appells meldet der Radfahrer Tränkle, daß er heute früh sein Fahrrad in völlig zerstörtem Zustande vorgefunden habe. Der Bestrengte zieht seinen „Backstein“ (die dicke Brieftasche des etatmäßigen Feldwebels), und sagt stürmerunzelnd: „Herholen!“

Nach einer Weile kommt Tränkle mit trauriger Miene, unter dem Arm und in den Händen die kläglichen Reste seines Rades herbeischleppend. Die ganze Bevölkerung lacht und sichert bei diesem Bild. Der Feldwebel aber verzieht keine Miene. Ganz am linken Flügel im hinteren Glied steht der Sanitätsgefreite Schäfer und – sagt kein Wort. Aber dem linken Auge klebt ein Pflaster. Schließlich aber brüllt die „Mutter der Kompanie“: „Schächtele!“ „Hier, Herr Feldwebel!“, läßt sich ein Soldat dieses Namens hören, faust hervor und steht vor ihm stramm. Musketier Schächtele ist der zweite Büchsenmachergehilfe. „Schächtele“, befiehlt der Feldwebel: „Sie nehmen das ‚Fahrrad‘ mit ins Quartier und setzen es bis morgen früh zum Ausrücken instand. Haben Sie verstanden?!“ „Jawohl, Herr Feldwebel!“, schreit Schächtele vorschriftsmäßig, nimmt die „Moleküle“ in Empfang und trottet unter dem Gelächter der Einwohner und dem Grinsen der ganzen Kompanie an seinen Platz zurück.

Am nächsten Morgen auf dem Marsch steht bei der nächsten Biegung des Weges alles an das Ende der Kompanie, wo die zwei Radfahrer marschieren. Man ist gespannt, wie der Schächtele das Rad „instandgesetzt“ hat. Unter lautem Hallo sieht man, daß

der Arme seine ganze Kunst verschwendet hat. Aber der Schaden war zu groß. So hatte er mit Draht und Bindfäden alles nur notdürftig zusammenhängen können. Tränkle aber war geladen, denn jetzt hieß es für ihn immer „zu Fuß gehen“.

Der auch am Ende marschierende, sonst sehr gesprächige Sanitätsgefreite Schäfer aber war auffällig schweigsam. Erst viel, viel später hat er ein Bekenntnis abgelegt. Da hatte inzwischen auch Tränkle so viel Abstand zu dem Mißgeschick mit dem zertrümmerten Rad gewonnen, daß er gute Miene zum bösen Spiel machte und fröhlich mitlachte...

*

Es war zu Messkirch. Mann, Ross und Wagen triefen vor Nässe und Schmutz. So hatte man sich denn auch „höheren Orts“, d. h. seitens des Divisionskommandos entschlossen, statt des vorgesehenen Bivacks Notquartier zu beziehen.

Befehlsgemäß kamen die Leute wieder in die gleichen Häuser, wo man schon einmal in den ersten Manövertagen einquartiert war mit dem Unterschied, daß die Quartierleute diesmal nicht für das Essen aufzukommen hatten, sondern gebeten waren, Gelegenheit zum Kochen der mitgebrachten Konserven, zum Trocknen der durchnässten Uniformen, sowie eine Schlafmöglichkeit zu geben. Die freundliche Bevölkerung ließ es sich aber nicht nehmen, die Soldaten auch ohne größere Vergütung genau so vortrefflich zu bewirten, wie bei regulären Quartieren.

Nach dem guten Abendessen aber sagte die dicke Bäuerin eines Hofes an der Nach bedauernd: „Mit em Schlofe sin mir halt jez nit i'g'richt. Aber i glaub', daß es im Stall au ganz nett warm un trocke isch. Nr wenn emol

luege." Die drei Friedenskrieger folgten der Frau in den Stall, wo eine ganze Reihe schöner rot und weiß gefleckter Kühe standen. Der Durchgang zum Futterplatz wurde ganz mit Stroh angefüllt, und hier ließ man sich wohlighin nieder, nachdem die Bäuerin sich mit herzlichen Wünschen für eine gute Nacht entfernt hatte. Einträchtig lagen „die drei Musketiere“ Nagel, Biech und Schneider nebeneinander, den ganzen Raum prall ausfüllend im Stroh und plauderten. Dem Viech schien diese Störung aber nicht sehr zu behagen. Besonders die Kuh unmittelbar an der Wand, hinter der die Soldaten lagen, streckte ihren großen Kopf verwundert und wiederkäuend rüber, als wollte sie sagen: „Was habt denn ihr bei uns verloren.“

Der Stall war von elektrischem Licht hell erleuchtet.

„Was meinsch, Emil“, sagte der an der Wand ausgestreckte Soldat Schneider zu dem in der Mitte liegenden Kameraden Biech, auf die eben wieder herablugende Kuh deutend, „wenn die dich heut' Nacht an de Hoor zupft?“ Der Emil meinte aber fröhlich: „Sell macht nix.“ Die Müdigkeit nach dem strengen Mandövertag machte sich geltend. Nagel drehte das Licht aus, und bald schnarchten alle drei um die Wette.

Da gab es in der Nacht einen lauten Schrei. Der Emil Biech schluckt, prustet und spuckt. Nagel macht sofort Licht und ruft erschrocken: „Was ist denn passiert, Emil, bist du krank?“ Auch Schneider war schlaftrunken aufgesprungen. Unter Würgen und Erbrechen bringt Biech endlich die Worte hervor: „D' Kuh, d' Kuh hat mich abg'schleckt!“ Jetzt weiß man Bescheid und lacht den armen Kerl noch aus zu seinem Mißgeschick. „Sell i ha der's g'sait (gesagt) am Obe, daß sie dich packt“, sagt Schneider noch, dann ist der Spuck zu

Ende, und bald zeigt wieder das Schnarchen an, daß die zwei Unbetroffenen bereits vergessen haben. Nicht so der Emil. Er bleibt wach und ist fest entschlossen, jeden weiteren „Angriff“ der Kuh todesmutig abzuwehren. Wer übrigens schon einmal die Größe und Rauheit eines Kuhmauls gesehen hat, der wird das Unbehagen unseres Kameraden Biech gut nachempfinden können.

Als es am anderen Morgen bei strahlend schönem Wetter weiter ging, bildete das heitere Erlebnis aus dem Kuhstall das Gespräch in der Marschkolonne, und unser Emil hat für den Spott seiner Kameraden nicht zu sorgen brauchen. So ist es immer gewesen und wird es auch bleiben, so lange es deutsche Soldaten gibt.

Der gesprächige Bürgermeister

Der alte Großherzog war zur Einweihung des Kriegerdenkmals für die Kämpfer 1870/71 gekommen. Er wurde am Ortseingang vom Gemeinderat in Empfang genommen. Der sehr leutselige Landesfürst erkannte den Bürgermeister, den er früher einmal auf einem Militärvereinsfest kennen gelernt hatte. Da er aber seiner Sache doch nicht ganz sicher war, fragte der alte Großherzog: „Kennen wir uns nicht, Herr Bürgermeister, oder irre ich mich?“ Darauf der Bürgermeister: „Nei, nei, Ihr irre Euch nit, Herr Großherzog, ich kenn' Euch gut. Glei uf de erscht Blick hann (hab) ich Euch wieder kennt, wie Ihr do eben uf unser Städtle zugefahre sinn (seid).“ Der alte Großherzog lächelte und war mit der Antwort, wie es schien, zufrieden. Dann forschte er weiter: „Und wie lange sind Sie nun schon Bürgermeister?“ Und prompt erwidert der Gefragte: „Ha, seit der Vorgänger g'storbe isch, Herr Großherzoga!“



... es sei ihm an Pfingsten ein gebratener Kuckuck vorgelegt worden!

Die Eberbacher „Kuckucke“

Wie anderwärts in deutschen Landen ist es da und dort auch bei uns am Oberrhein Sitte, daß Nachbargemeinden einander Übernamen anhängen. Manche Stadt trägt solch einen Übernamen dann gleich auch landauf, landab. So sind bekanntlich die Mannheimer die „Bloomäuler“, die Karlsruher die „Briganten“, die Freiburger die „Bobbele“ und die Straßburger die „Steckleburjer“. Die Eberbacher aber nennt man „Kuckucke“ oder die „Kuckucksfresser“.

„Kuckucksfresser“? Ahnt man nicht ohne weiteres, daß hinter dem Wort eine lustige Geschichte steckt. Und so ist es denn auch.

Es soll ums Jahr 1604 gewesen sein. Da erhob, wie eine alte Chronik zu erzählen weiß, der Wirt Leonhard Schäfer in Neckarwimmersbach Klage gegen

den Eberbacher Bürger und Küfer Martin am Endt, weil dieser ausgesagt habe, es sei ihm an Pfingsten in der Wirtenschaft des Klägers ein gebratener Kuckuck vorgesetzt worden. Der Beklagte bestritt anscheinend nicht, diese Behauptung getan zu haben, sondern begründete sie damit, der Arzt Mantel habe ihm gesagt, der Vogel, den er verzehrt habe, sei ein Kuckuck gewesen, und habe ihn damit geneckt. Ein gewisser Jakob Strieder von Hirschhorn, der diese Neckerei mit angehört hatte, wurde auf Ersuchen des Eberbacher Gerichts durch den Notar und Stadtschreiber Blandner in Hirschhorn vernommen, und bestätigte nicht nur, daß der Arzt Mantel den Beklagten wegen des Bogels „tribuliert“ habe, sondern gab weiter zu Protokoll, Mantel habe ihm gesagt, es sei wirklich ein Kuckuck gewesen.

Er, Mantel, habe ihn beigebracht, habe ihn für zwei Pfennige von einem Knaben rupfen lassen und habe die Hälfte dem Beklagten vorgelegt und so getan, als ob er die andere Hälfte selbst essen wolle, habe sie dann aber auch dem vermutlich betrunkenen Beklagten zugeschoben. Auf die Frage, ob der Kuckuck „von ihm selbst gestorben“ oder getötet gewesen sei, erwiderte der Zeuge, er wisse das nicht bestimmt, er glaube aber verstanden zu haben, daß Mantel dem Vogel das „Hirn mit einer „Glusen“ (Stechnadel) durchstoßen habe. Ob der Wirt oder die Wirtin gewußt hatten, daß der Vogel ein Kuckuck war, konnte der Zeuge nicht angeben, da er von ihnen selbst kein Wort über die Angelegenheit vernommen hatte, sondern nur von Mantel unterrichtet worden sei.

Wie das Gerichtsverfahren zu Ende gegangen ist, läßt sich nicht mehr er-

mitteln. Daß über den ganzen Fall sehr gelacht worden ist, wird man gewiß annehmen müssen. Um die Aufregung über den angeblich verpeisten Kuckuck richtig zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß der Kuckuck von je als ein „unehrlicher“ Vogel angesehen wurde. Nicht von ungefähr nannte ihn der Volksmund „Gauch“. Auch im übertragenen Sinne versteht man unter einem Gauch einen Gesellen, dem gegenüber höchste Vorsicht geboten erscheint.

Was nun aber die Eberbacher angeht, so haben die Witze genug besessen, um auf ihren Übernamen mit einem Schmunzeln auf den Stockzähnen zu antworten. Die „Kuckucksfresser“ haben ihren, von nah und fern gern besuchten Herbstmarkt den „Kuckusmarkt“ getauft. Heißt das nicht mit Humor eine Hänselei quittieren!

Fisimatenten

Nach mir keine Fisimatenten vor, Bubl, pflegte die Mutter zu sagen, wenn sie einem auf einer nicht ganz lügenfreien Ausrède ertappte oder einer kleinen Schwindelei auf der Spur war. Freilich hat die Redensart wohl kaum gelegentlich die Bedeutung einer Zierelei, hinter der ein nicht völlig ehrlicher Grund steckt. Woher aber kommt nun der seltsame Ausdruck. Es soll mit ihm dieses Bewenden haben: Während des spanischen Erbfolgekrieges (1701 bis 1714) lagen spanische Soldaten lange Zeit an der deutsch-holländischen Grenze. Wenn nun die jungen Mädchen aus den benachbarten Dörfern zur Besichtigung der Zeltlager erschienen, luden die Soldaten sie ein mit den Worten in spanisch-katalonischer Mundart: „Visi mia tenta“, d. h. besichtige

mein Zelt. Die Mädchen, welche die mit dieser Einladung verbundene Absicht der Soldaten durchschaut hatten, erwiderten: „Nix Fisimatenta“. Ja, ja, solche Redensarten haben oft eine gar merkwürdige Geschichte. Das nämlich gilt auch von einzelnen Ausdrücken. Warum nennt man die jungen Mädchen Backfische? Die Bezeichnung geht auf England zurück. Wenn englische Fischer ihre Netze ziehen, werfen sie alle zu kleinen Fische wieder in ihr Element zurück als backfishes, d. h. Zurückfische. Dieses Wort Backfisch hat sich dann übertragen auf Mädchen von 14 bis 17 Jahren, hat also mit einem gebackenen Fisch nichts zu tun. Der Ausdruck für ein Mädchen im nicht-heiratsfähigen Alter ist auch von der deutschen Sprache übernommen worden.

* Der Silberschatz *

Viele, oft gruselige Geschichten erzählen von der Auffindung geheimnisvoll verborgener Schätze. Schatzgräber hat es zu allen Zeiten gegeben – daß die meisten von ihnen nur Enttäuschungen einheimsten, hat die Zahl derer, die meinen, es müsse ihnen doch gelingen, eine Kiste voller Taler oder Dukaten aufzudecken, freilich nicht zu mindern vermocht. Immerhin, es wurde schon dann und wann einmal ein „Schatz“, der lange unter der Erde vergraben war oder einer Mauer entrisen wurde, in die man ihn in Sicherheit gebracht hatte, wirklich seinem Versteck entrisen. Aber zumeist stieß man zufällig auf solche „Schätze“. So auch in der Hauptstadt Schwedens, wo ein „Silberschatz“ aufgefunden wurde. Als Arbeiter beim Umbau eines Hauses in der Stockholmer Altstadt den Keller



Da stießen sie plötzlich auf den wertvollen Schatz...

aufrißen, stießen sie plötzlich auf den wertvollsten Schatz, der je in Schweden gefunden wurde. Er wog rund dreihundert Kilogramm. Dies geschah im Herbst 1937, aber noch ist heute das Verlangen, das Rätsel hinter dem vergrabenen Schatz zu lösen, nicht voll befriedigt worden. Man weiß nur, daß der Silberhort zwischen den Jahren 1741 und 1763 in dem Keller des Hauses vergraben wurde und daß ein gewisses Geschlecht Lohse der Eigentümer war. In drei mächtigen kupfernen Gefäßen wurde das Silber in die Erde gesenkt, zwei davon waren runde Schüsseln mit Deckeln, während das dritte einer Kohlenwanne gleicht. Ein sogenannter Begräbnislöffel trägt die Inschrift: „Johan Lohse, gestorben den 19. Januar 1704“, und ein Hochzeitsgeschenk, ein silberner Krug, verzeichnet überdies den Mädchennamen von Lohses Frau: „Anna Blom“.

Woher mag dieses Geschlecht gekommen sein? War der Reichtum sein Segen? Viele Fragen regen sich. Das düstere Ahnen, daß die Kleinodien nicht nur Zeugen des Glückes, sondern daß ihr verborgener Schlummer ebenso eine Mahnung an Habgier, Neid und Mißgunst sei, wird von den Urkunden bestätigt. In steiler Kurve vollzieht sich, so melden die Aufzeichnungen, der Aufstieg. Doch ebenso jäh zerbröckelt das Fundament des Hauses. Das Geschlecht der Lohse kam aus Ostfriesland. Die ersten Mitglieder der Familie, die nach Schweden kamen, zwei Brüder, wurden von Gustaf Adolf II. gerufen, der gern deutsche Patrizieröhne aus Kreisen der Kaufmannschaft in sein Land holte. Ihr Neffe, eben jener Johan Lohse, kam 1658 nach Stockholm, ar-

brütete wohl eine Zeit bei seinen Verwandten, gründete jedoch dann sein eigenes Handelshaus und wurde 1670 bereits als wohlbestallter reicher Kaufmann bezeichnet. Er scheint aber ein berechnender Geschäftsmann gewesen zu sein. Als der Gründer des Geschäftes, der sein Leben lang die Zügel straff geführt hatte, ein Jahr, nachdem er vom schwedischen König geadelt worden war, 1704 starb, konnte seine Witwe noch auf dreizehn von insgesamt achtzehn Kindern blicken. Johan Lohse hat wohl gewußt, warum er noch zu seinen Lebzeiten seiner Frau die Verwaltung des gesamten Vermögens und die Führung des Geschäftes gesichert hat. In seinen Söhnen war Nachstrebens zu hemmungsloser Geldgier geworden. Damit begann der Verfall des Geschlechtes.

Noch lebte die Mutter. Doch schon wurde in Prozessen um das Geld gezeigelt und um den Sinn des väterlichen Testaments gestritten. Nach dem Tod der alten Frau begann der Kampf der Geschwister. Volle 9 Monate brauchte man, um nur mit der Verteilung des Vermögens und einiger Juwelen zu Rande zu kommen, und drei Jahre dauerte es, bis eine gerichtliche Inventur des Sterbehauses vollzogen war. Im Jahre 1741 starb der damals älteste der Brüder, Johan Friedrich, plötzlich auf einer Badereise in Deutschland. Sein Tod entfesselte die Schar seiner Gläubiger. Es zeigte sich, daß seine Reise ins Ausland, gemeinsam mit einem Schwager unternommen, bereits eine Flucht vor dem Ruin gewesen war.

War der Silberschatz nun noch ihm zu eigen? Haben die beiden unverheirateten Geschwister, die in dem Hause wohnten, wo der Fund gemacht wurde, das vorhandene Familiengut heimlich vor dem Zugriff der Gläubiger retten

wollen, oder hat es Johan Friedrich gar vor seiner Abreise selbst im Haus der Geschwister vergraben? Vieles spricht gegen diese Vermutung. Als wahrscheinlicher erscheint, daß der letzte der überlebenden Brüder, Conrad Lohse, ein Mann voller Eifer und Geiz, in Erbstreitigkeiten mit der Familie seines Schwagers verwickelt, das Silber vergraben und die Schlüssel versteckt hatte. Seinem letzten Willen, daß sein Erbe nicht den verhassten Verwandten, sondern einem adoptierten ehrenhaften Jüngling zufallen solle, der bereit wäre, sich den Wünschen des Erblassers gemäß zu verheiraten, wurde entsprochen. Die Witwe, die sehr schnell ihrem Mann in den Tod folgte, setzte ihn zum Erben ein und besorgte ihm die Frau. Ein Majorat wurde erstanden, damit der Name Lohse so, aufbauend auf einem neuen Geschlecht, weiterleben möge. Dem neuen Träger des Namens war jedoch ein Sohn nicht beschieden, und so verfiel mit ihm das Geschlecht der Lohse der Vergessenheit. Jetzt erst durch den Silberschatz ist sein Name wieder in aller Leute Mund gekommen. Was aber die dreihundert Kilogramm kostbares Metall angeht, die wieder aufgefunden wurden, so erinnern sie leblich doch nur wieder einmal daran, daß alles irdische Gut recht fragwürdiger Art ist, wenn es der Menschen Sinn verdirbt und unterhöhlt.

Das Volk

Die große geschichtliche Ansicht kann uns überhaupt nur retten bei der Erziehung des Menschengeschlechtes und bei der Erziehung der Staaten, daß alles Große allein vom Volke ausgehen kann, und daß also dahin gearbeitet werden muß, daß es von dem Volke ausgehe.

G. W. Arndt.



Und er kam doch nach Dänemark . . .

In Shakespeare's „Hamlet“ steht das oft beschworene Wort: „Etwas ist faul im Staate Dänemark.“ Aber das ist schon lange her, daß es, und obendrein noch in dem Trauerspiel des großen Dichters, mit dieser Behauptung seine Wichtigkeit gehabt haben mag. Die Dänen unserer Zeit sind meist tüchtige Bauern und sie haben auf dem Feld des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens Vorbildliches geleistet. Doch das nur nebenbei. Was hier erzählt werden soll, hat weder mit dem Prinzen Hamlet noch mit den dänischen Hühner- und Schweinezüchtern etwas zu tun. Das heißt, es ist natürlich durchaus möglich, daß von dem, was auf langer Fahrt nach Dänemark kam, auch der eine und andere Schluck die Kehle eines dänischen Landwirts erquickt und ergötzt . . .

Aha, denkt nun der werthe Leser, also dreht es sich um etwas Trinkbares! Und

so ist es in der Tat. Und nun höre man.

Es war im August 1939. Da machte sich von Cadix aus – der geneigte Leser nimmt seinen Atlas oder doch eine Landkarte zur Hand und überzeugt sich davon, daß er sich nicht geirrt hat, da er Cadix an der spanischen Südküste, westlich der Straße von Gibraltar in Gedanken sich vorstellte – also im August 1939 stach von Cadix aus ein Schiff mit sechzig Tonnen Cherry an Bord in See: Dänemark zu. Ein weiter Weg um das ganze westliche Europa herum da hinaus nach Jütland! Zwar war in den Tagen, da der Cherry nordwärts verfrachtet ward, die europäische Luft schon einigermaßen mulmig – aber warum sollte es nicht doch noch gelingen, den dänischen Hafen zu erreichen. Noch befand sich der Frachter unterwegs, da brach der Krieg aus. Erst wollte man es doch wagen. Aber bald mußte man sich

davon überzeugen, daß es nicht ging. Also zurück mit dem Cherry nach Cadix. Im März 1940 erschien ein dänisches Schiff in dem spanischen Hafentort. Dem, so meinte man, müsse es gelingen, die Fahrt zu meistern. Wieder ward es nichts! Bis Eissabon war man gekommen – dann mußte kehrt gemacht werden. Zwar hatte man zuvor die Fracht voll bezahlt – aber die See hatte im Krieg doch zu viel Lücken – mithin zurück mit dem Cherry nach Cadix. Sollte er da nun liegen bleiben, bis der Krieg sein Ende erreicht haben würde? Mitnichten, dachten die dänischen Käufer. Und geht's nicht zu Wasser, so geht's

doch zu Lande! Denn schließlich hatten ja die siegreichen deutschen Waffen im westlichen und mittleren Europa den Kampf auf der Erde zum Abschluß gebracht. So verfrachtete man denn die sechzig Tonnen Cherry in einen Güterzug und siehe da – der kam wohlbehalten in Dänemark an. Wahrscheinlich ist's ein wenig teurer Cherry geworden! Von wegen der reichlichen Frachtkosten! Aber er kam eben doch an sein Ziel. Und, so will es dem Kalendermann scheinen, es hat gewiß nicht an Leuten gefehlt, die ihn kauften, den Cherry. Vermutlich ist er gar schon getrunken!

„Was jagt ihr doch? Gott und ich leben ja noch“

Es wäre reizvoll genug, einmal eine Geschichte des deutschen Gasthofs unter dem Gesichtswinkel der Erinnerungen von Herbergen und Wirtschaftshäusern aus kriegerischen Zeiten zu schreiben. Die meisten unserer berühmten Gasthöfe besitzen auch ihre Geltung als Quartier von Feldherren, ja, gar als Kampfstätten. In den oft so ausschlusreichen Gästebüchern solcher Gasthöfe findet man denn auch manchen Eintrag, der aus kriegerischen Tagen herrührt. Man sollte gerade diese Einträge einmal sammeln. Ein Freund des Kalendermanns, der Dr. M. Hoffmann, hat dazu in seinem Buch „Goldener Anker und Schwarzer Walfisch“ bereits gute Vorarbeit geleistet. Er berichtet u. a. von dem Eintrag des kühnen Schwedenkönigs Karls XII. in dem Gästebuch eines Dorfwirtschaftshauses in Borken bei Fritslar. Der Wirt hatte den eilends aus der Türkei nach seiner Heimat zurückkehrenden König darauf angesprochen, daß man in Schweden bereits über seine Nachfolge sich streite. Da

schrieb Karl XII. in deutscher Sprache ins Gästebuch: „Was jagt ihr doch? Gott und ich leben ja noch.“

Karl XII. war in deutschen Landen eine fast volkstümliche Gestalt. Vor allem bewunderte man seine Uner-schrockenheit. Dafür spricht auch eine in die oberrheinischen Kalender eingegangene Anekdote. Als der Schwedenkönig Stralsund belagerte und er eines Tages seinem Sekretär einen Brief diktierte, schlug eine Bombe in sein Quartier. Durch einen Zufall blieben der König und sein Sekretär unverletzt, obwohl das Haus selbst stark beschädigt worden war. Der Sekretär, dem der Federkiel aus der Hand gegelitten war, saß totbleich da.

Karl XII., dem nicht die geringste Bewegung anzumerken war, fragte: „Nun, warum schreibt er nicht weiter?“

Der Sekretär stotterte: „Ach – ach – Majestät – die – die Bombe!“ –

„Je nun, was hat die Bombe mit dem Brief zu tun?“, meinte der König, „schreib er weiter!“



Landser mit ostländischen Bäuerinnen beim Fest der Landzuweisung.

Aufnahme: PK. Scheffler-Presse-Hoffmann

Tapfere Eisenbahner

Wie wohl noch in keinem Krieg ist im gegenwärtigen der Eisenbahner aller Ränge recht zum Soldaten geworden. Darüber berichtete vor kurzem einmal Kurt Sedlaček. Er schrieb u. a.: Im Zeichen des Bombenkriegs und des heimtückischen Bandenkampfes hat sich so etwas wie ein neuer Mythos des rollenden Rades entwickelt und ein neuer Typus des wehrhaften Eisenbahners herausgebildet. Es ist dem Eisenbahner, der nicht nur während des Alarms, sondern während des Bombenangriffs selbst seinen Dienst so lange versieht, bis ihm etwa eine Sperrung des Gleises die Weiterarbeit unmöglich macht, ein unerträgliches Gefühl, daß der Schienenstrang plötzlich durch einen Bombenwurf unterbrochen sein soll,

und daß die Räder auf einmal nicht mehr rollen sollten. Hier setzt eine innere Verschworeneheit zur Sache selbst ein, und mit nahezu übermenschlichen Anstrengungen werden oftmals die Folgen der Feindeinwirkung in unvorstellbar kurzer Zeit unwirksam gemacht.

Diese Abwehrbereitschaft findet noch eine Steigerung bei den Eisenbahnern, die nunmehr schon seit nahezu zwei Jahren gewohnt sind, über ihrem blauen Rock die Waffen des deutschen Soldaten zu tragen. In jenen Urwaldgebieten des Ostens, wo die Züge Hunderte von Kilometer durch unübersehbare Waldstrecken fahren, lauern heimtückische Bandenkommandos, oder werden Fallschirmjäger abgesetzt, die die Aufgabe haben, die rückwärtigen Gebiete zu be-

unruhigen und die Verkehrsverbindungen zu stören. In jenen weiten Räumen kann unmöglich die gesamte Bahnstrecke durch militärischen Schutz Kilometer für Kilometer jede Tagesstunde überwacht werden. Es kommt daher immer wieder vor, daß Züge auf Minen auffahren, und daß fahrende oder stehende Züge oder abgelegene Bahnhöfe und Blockstellen von Banden angegriffen werden. Hier muß sich dann der Eisenbahner seiner Haut wehren, und die Zahl der militärischen Auszeichnungen, die an Eisenbahner im blauen Rock bereits verliehen werden konnten, beweist, daß der Verkehrs soldat an der „Front hinter der Front“ sich hervorragend bewährt hat. Es geht diesen Männern, die mit Maschinenpistolen und Handgranaten den Führer-

stand ihrer Lokomotive besteigen, nicht allein darum, der Mordlust der bolschewistischen Banditen sich erwehren zu können, sondern der Schutz des Transportes, das Gefühl von der Wichtigkeit der Verkehrswege geben hier eine starke innere Kraft.

Mut und Härte gehören zu diesen Fronteisenbahnern ebenso wie jene innere Verschworenheit mit dem rollenden Rade, die die Grundlage aller Verkehrsleistungen in diesem Kriege bildet. Solange aber solche Menschen die deutsche Verkehrsfront halten, werden sie die feindlichen Absichten auf Störung oder Zerschlagung unserer Verkehrseinrichtungen immer wieder unwirksam machen.

Europa

In einem kleinen Dorf forderte der Herr Lehrer vom Gemeinderat die Anschaffung einer Karte von Europa für die Schule. Der Bürgermeister berät mit dem Ratschreiber, ob das Geld zum Kauf der Karte ohne Befragen des Gemeinderats bewilligt werden könne. Die beiden wollen sich keine Ungelegenheiten bereiten und setzen den Fall auf die Tagesordnung der nächsten Gemeinderatsitzung. In dieser gibt denn auch der Gegenstand Anlaß zu einer eifrigen Debatte. Immer wieder wird die Frage erörtert, ob wirklich die Schule eines kleinen Ortes eine Karte von dem großen Europa brauche. Mehr und mehr neigen sich die Meinungen der Ansicht zu, daß man sich das Geld für eine Europa-Karte sparen könne, daß eine vergrößerte Landkarte vom Amtsbezirk „es auch tue“. Schließlich meldet sich der Becke-Toni zum Wort: „Desch isch au mei Meinung (Meinung), daß e Kart' vom Bezirk lengt. Was bruuche (brauche) mir e Kart' von Europa, wo mir ja nur im Badische liege...“



Unermüdlische Helferinnen der Eisenbahn in der Heimat

Aufnahme: Archiv Soldatenkalender



Deutsche Panzer auf dem Kai von Saloni.

Aufnahme: PK. Teschenborf-Atlantik

„General Sherman“ stellt sein Feuer ein

Von den Kämpfen auf Sizilien berichtete Kriegsberichterstatter Kurt Geyer:

PK. „Schau mal hin, was sich dort bewegt“, der Zeigefinger des Unteroffiziers weist in die Richtung der Kaktushecken, die hier in Sizilien noch üppiger gedeihen als auf afrikanischem Boden. Im ersten Augenblick kann der Angesprochene nichts erkennen, doch mit einem Male verrät drüben eine verdächtige Bewegung, daß ein feindlicher Panzer auf eigene Faust versucht, der deutschen Abwehr in die Flanke zu stoßen. Offenbar plant der Feind, überraschend aufzutauken und mit wenigen gutgezielten Schüssen die Verteidigung mattzusetzen.

Zögernd tastet sich der Panzer vorwärts. Man muß schon die geschulten

Augen des Unteroffiziers W. besitzen, um überhaupt zu erkennen, daß es sich bei diesem mit dichtem Grün Verkleideten um einen „General Sherman“ handelt. Dieser Panzer amerikanischer Herkunft trägt in erster Linie den britischen Angriff. Von Ausnahmen abgesehen, verließen nur „General Shermans“ die Spezialboote, mit denen die Engländer ihre Panzer an Land brachten.

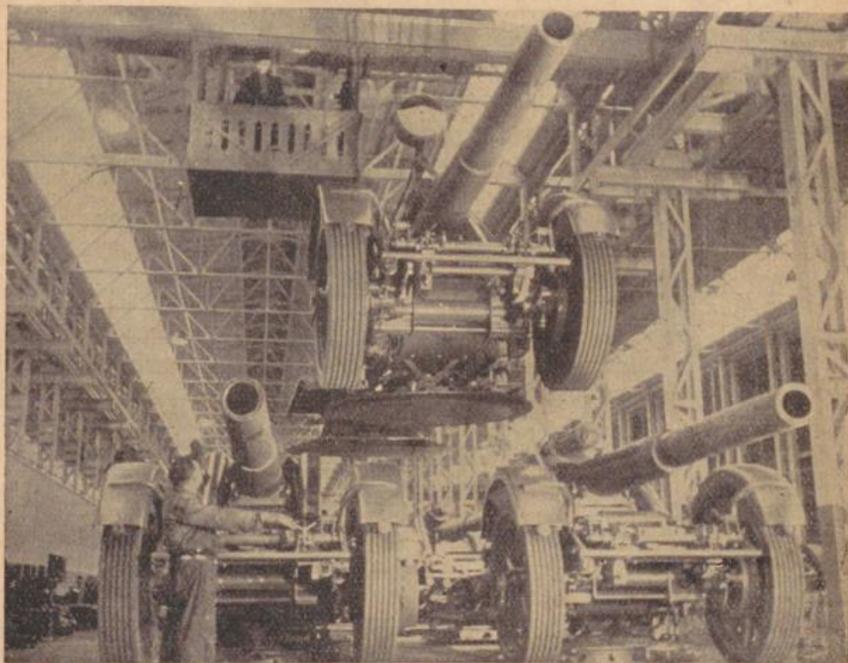
Dieser Gegner ist stark im Nehmen und kann einen Feuerhagel über sich ergehen lassen, der normalerweise das Ende eines feindlichen Panzers bedeutet. Unteroffizier W. ist alter Afrikaner und hat bei El Mamein schon Erfahrungen in der Bekämpfung des „General Sherman“ sammeln können.

Er weiß, daß er nicht so leicht zur Strecke zu bringen sein wird, doch im Vertrauen auf die eigene Waffe nimmt er den Kampf an. Zunächst jedoch eignet sich gar nichts. Der „General Sherman“ bleibt fast eine halbe Stunde auf dem gleichen Fleck. Fühlt er sich bereits entdeckt?

Es hat gar keinen Zweck, den stählernen Einzelgänger jetzt schon anzugehen. Mit jedem Meter, den er vorkommt, steigen die eigenen Chancen, ihn so einzudecken, daß ihm nur der Rückzug oder die Vernichtung bleibt. Die Männer beobachten mit jener Spannung, die das bevorstehende Kampfereben auslöst, was der Gegner beginnen wird.

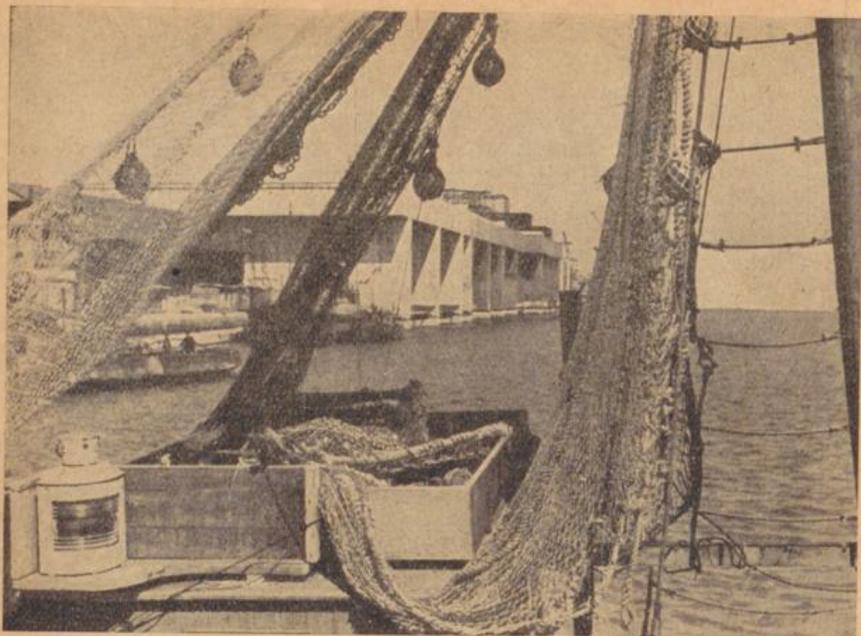
Da – der Unteroffizier, der das Glas nicht vom Auge läßt, stößt seinen Nebenmann sacht an: Die grüne Band

schiebt sich, kaum merkbar, Meter um Meter vor. Der Mann, der den Panzer befehligt, ist bestimmt kein unerfahrener Führer. Wie er immer wieder verhält, wie er geschickt jede Deckungsmöglichkeit ausnützt, dem Ziele zuzustreben, verdient die sachmännische Anerkennung der Deutschen, die längst das Geschütz feuerfertig gemacht haben. Noch einmal erstarrt der Koloss, gleichsam als wollte er seine gesammelte stählerne Energie für den entscheidenden Sprung aufbewahren. Jetzt wird es ernst. Bruchteile von Sekunden können entscheiden. Das weiß der dort drüben so gut wie die Männer der Sturmgeschützbedienung. Nachtvoll orgeln die Motoren mit einem Male, die Tarnung fällt, und mit voller Tourenzahl prescht der Panzer vor. Es hat etwas Beklemmendes,



Ohne Unterbrechung entsteht Kriegsmaterial ...

Aufnahme: Atlantik



U-Boot-Bunker am Atlantischen Ozean.

Aufnahme: PK. Kramer-Atlantif

Stablfestungen wie diese direkt auf sich zurollen zu sehen, einem vorweltlichen Ungeheuer gleich, das alles niedertrampelt, was ihm in den Weg kommt. Der Unteroffizier ist jedoch frei von diesen Zuständen. Es ist nicht das erste und gewiß nicht das letzte Mal, daß er einer solchen Situation gegenübersteht.

Mit voller Ruhe gibt er den Feuerbefehl. Der erste Schuß liegt zu hoch, die nächsten schlagen dicht um den „General Sherman“ ein. Die Schußrichtung wird von Mal zu Mal korrigiert, und jetzt sitzen die panzerbrechenden Granaten genau im Ziel.

Noch hat der Gegner die Möglichkeit, abzdrehen, aber er ist zäh. Mit einer überraschenden Drehung gewinnt er gute Deckung hinter einer Steinmauer und feuert nun seinerseits auf das Sturmgeschütz. Hin und her gehen die

Salven. Ein heller, kreischender Ton zeigt die Trefferlage diesseits und jenseits an. Böse Schrammen trägt das Sturmgeschütz davon, doch läßt keiner der beiden Gegner locker. Nur ein Volltreffer kann den Kampf entscheiden. An der schräg verlaufenden, abgeplatteten Panzerung des „General Sherman“ gleiten die bestgemeinten Schüsse ab und surren als Querschläger durch den Olivenhain. Mit einer Wendung, die keiner der beiden Kontrahenten, die sich hier als gleichwertige Kämpfer gegenüberstehen, vorausgesehen hatte, wird das Ringen entschieden. Im blitzschnellen Erfassen der Lage hat ein 8,8-Zentimeter-Flakgeschütz Stellungswechsel vorgenommen. Aus der Flanke faßt es den im Kreuzfeuer befindlichen Panzer, und in Sekundenschnelle vollzieht sich nun das Verhängnis. Der



Im U-Boot: Angriff! Frage: Torpedolaufzeit

Aufnahme: PK. Bernig-Atlantik

„General Sherman“ stellt sein Feuer ein, wie sich später zeigt, als Folge eines Treffers im Turm. Schnell ist der besiegte Gegner umstellt, und auf ein

wiederholtes „hands up“ (Hände hoch!) kommen die Briten aus dem Innern geflohen. Resigniert ergeben sie sich in ihr Schicksal.

Was heißt „Mob“

In einer behördlichen Verwaltung, in der viele „Mob-Angelegenheiten“ zur Debatte stehen – und wo wäre heute von Fragen der Mob-Ilisierung aller Kräfte nicht die Rede! –, fragte man eine Anfängerin, was das eigentlich bedeute, „Mob“! Die Kleine bekam einen hochroten Kopf und geriet ins Stottern, ohne sich aber zu trauen, eine Deutung des seltsamen Wortes „Mob“ von sich zu geben. Da erklärte einer, dem der Schalk im Nacken sitzt, er müsse sich im Grunde wundern, daß das Fräulein nicht wisse, um was es beim „Mob“ gehe. Habe er die junge Kameradin doch

neulich mit einem flotten Vaterlandsverteidiger spazieren gehen sehen. Für sie gebe es also kein „Mob“. Nämlich „Mob“ bedeute „Mädchen ohne Beziehung“... Übrigens kam dem Kalendermann neulich noch eine andere Interpretation der Abkürzung „Mob“ zu Ohren. Ein Mann, der sonst immer nur im Auto fuhr, wurde nur noch ganz selten am Steuer gesehen. Als man ihn nun fragte, warum er so wenig im Auto fahre, meinte er: „Bon wegen dem „Mob“!“ Als er nun fragend angeschaut ward, sagte er: „Ja ja – Meist ohne Benzin!“



Wie die Eschauer die „armen Gecken“ täuschten

„Arme Gecken“ nannte man am Oberrhein die „Armagnaken“, die freilich eine bitterböse Landplage waren. Sie hießen auch die „Rehlabtschneider“, ein Ausdruck, der die zuchtlose, niederträchtige Soldateska fürwahr richtig kennzeichnete, die in fürchterlicher Verblendung der deutsche Kaiser Friedrich III. etwa ums Jahr 1440 ins Reich gerufen hatte. Damals waren die Eidgenossen, wohl urdeutsche Männer, die sie bekanntlich heute nicht mehr sein

wollen – wenigstens, wenn man dem größten Teil ihrer Zeitungen Glauben schenken wollte...

Also, weil im fünfzehnten Jahrhundert die schweizerischen Eidgenossen wohl treu und zäh am Reich hingen, aber nichts von der habsburgischen Hausmachtspolitik wissen wollten, hetzte ihnen der Kaiser die Armagnaken ein aus üblen Gefellen zusammengeworbenes Pack, das unter dem Befehl des französischen Grafen von Ar-

magnac, später sogar des Kronprinzen von Frankreich stand, auf den Leib. Die Schweizer aber schmierten die sengenden und mordenden Eindringlinge vor den Toren von Basel nicht übel ab. Jetzt fluteten sie ins Elsaß zurück und triebens auch da zu Lande schändlich und freventlich genug. Sie sind dann aber auch von den Straßburgern und ihren Nachbarn wacker in die Pfanne gehauen worden.

Auch Eschau wurde von den „armen Becken“ berannt. Und ums Haar wäre es den Eschauern schlecht ergangen. Daß sie von ihrem Ort das Unheil abwehren konnten, verdankten sie einer List. Nämlich, die Männer befahlen ihren Frauen, sich auf die Kirchenmauer, besser auf die Mauer um die Kirche, zu setzen, und zwar so, daß nach draußen jener Körperteil schaute, der neben anderem zum Sitzen da ist. Zunächst wollte das holde Geschlecht von diesem Befehl nichts wissen. Indessen, die Mannsleute verharrten auf ihrem

Willen. So blieb denn den Frauen nichts anderes übrig, als in besagter Stellung die Mauerkrone zu schmücken. Nun muß zum richtigen Verständnis der von den Eschauern angewendeten List bemerkt werden, daß die Ehegefährtinnen der schlauen Eschauer dort, wo sie sich dem anrennenden Haufen der „armen Becken“ präsentierten, besonders stattlich anzuschauen waren. Zustament, als das Gesindel der Armagnaken in die Nähe des Ortes kam, nahm es eilends Reißaus und kein Kommando vermochte die Fliehenden aufzuhalten. Diese nämlich meinten, es blickten lauter Riesen mit mächtig aufgeblähten Backen über die Mauer.

Jetzt waren die Frauen sehr stolz, daß sie das Heimatdorf gerettet hatten. Und zum Dank für ihre Hilfeleistung ließen sie sich von den Männern das Recht verbrieften, in der Kirche auf der rechten Seite sitzen zu dürfen. Und noch heute bestehen die Eschauer Weibsleute auf diesem ihrem wohlverworbenen Recht!

Die Katzenroller

Im ersten Weltkrieg kam die Verfügung auch in die letzte ländliche Gemeinde, daß alle kupfernen Pfannen und Töpfe und Kasserollen abzugeben seien... Da rief der Bürgermeister eines entlegenen Dörfleins den „Bot“, den Polizeidiener, der zugleich mit der Glocke in der Hand die neuesten Bekanntmachungen im Ort verlas, zu sich aufs Rathhäuslein. Man müsse die Kasserollen abliefern, sagte er dem Seramin, wie der Polizeidiener mit dem Vornamen hieß, allgemein angeredet und kurzerhand genannt wurde: „Alfo, Seramin“, so sagte der Herr Bürgermeister, „mach's gut und schell' aus, daß mer alle Kasserolle uf em Rothuus abgebe müsse...“

Der Seramin erwiderte nur mit einem „Woll, woll“, was so viel bedeutet wie „Ja wohl, ja wohl“, und ging heim, um seine Amtschelle zu holen... Dann machte er sich auf den Weg, um die neueste Bekanntmachung zu verkündigen... Diese aber lautete nach dem Seramin: „Alli Kaserolli sinn uf em Rothuus abzugebe...“ Es wurde weiblich gelacht über das Mißverständnis, das dem Seramin unterlaufen war, und das ihm fortab den Namen „Kaserolli-Bot“ eintrug... Vielleicht aber, so sagt sich der Kalendermann, kann es nichts schaden, noch anzufügen, daß am Oberrhein unter einem Kaserolli“ oder „Katzenroller“ ein Kater zu verstehen ist...



Schwerer deutscher Granatwerfer beschießt feindliche Stellungen.

Aufnahme: PK. Bauer-Ubinger-Atlantif

Wie die Flieger sprechen

Viele Berufszweige haben ihre eigene Sprache, so die Seefahrer und die Bergleute und viele andere. Es wäre fürwahr seltsam, wenn nicht auch die Flieger sich auf ihre Art unterhielten. Der Kalendermann hat übrigens schon im „Oberrheinischen Soldatenkalender“ für 1943 davon gesprochen. Und zwar wurde damals an die Herkunft des Begriffes „Franzen“ erinnert. Indessen gibt es noch bedeutend viel mehr Worte der Fliegersprache als jenes vom „Franz“, dem Flugzeugbeobachter. Da ist z. B. die Rede vom „Alfochen“, worunter die Segelflieger verstehen, daß sie während des Fluges an Höhe verlieren oder wegen Fehlens des zum Segeln nötigen Aufwinds landen müssen. „Abele“ nennt man das viermotorige

Großflugzeug G 38 der Deutschen Luftwaffe. Das Abspringen mit dem Fallschirm wird als „Aussteigen“ bezeichnet. Ein „Bock“ ist ein Flugzeug, das sich „störrisch“ betragt – es wird dann wohl auch einmal „Nistbock“ tituliert. „Damenlandung“ heißt das Überschlagen eines Flugzeugs bei der Landung, und zwar so, daß es, ohne größere Beschädigung, auf dem Rücken liegt. Ungeschicktes Fliegen eines Anfängers gibt wohl Veranlassung zur Bemerkung, „er fliege wie der erste Mensch“. Als „Handtuch“ wird ein kleiner, langgestreckter Flugplatz bezeichnet. Das gedrungene Flugzeug Ju 87 wird nach dem bekannten Volksstück „Jolanthe“ genannt. Dagegen heißt ein besonders großes Flugzeug „Rahn“. Die „Kiste“

ist eine kleine, wendige Maschine, während ein veralteter, minderwertiger Typ eine „Klamotte“ ist. Wenn der Motor unregelmäßig läuft, „kost“ er. Die „Mehl“ oder „Milchsuppe“ ist der un-durchdringliche Nebel, von dem wohl auch als von der „Waschküche“ die Rede ist. Das schnelle Fliegen ist das „Zi-

chen“, das langsame das „Zwitschern“. Das sind so einige „Fachausdrücke“ der Flieger-sprache, die der Kalendermann gelegentlich aufgeschnappt hat. Mag sein, daß in einem späteren Kalender-jahrgang gelegentlich noch einige wei-tere solcher Ausdrücke mitgeteilt wer-den können.

Wer ist Clausewitz?

Man braucht hier kaum auseinander-zusetzen, wer der General von Clause-witz war, dem man das weltberühmte Buch „Vom Kriege“ verdankt. Nun ist wohl ein amerikanischer Verleger der Auffassung gewesen, man wisse auch in den Vereinigten Staaten um den General von Clausewitz einigermaßen Bescheid, der im ersten Drittel des letz-ten Jahrhunderts wohl der bekannteste Soldat der Welt war. Also gab der amerikanische Verlag eine englische Ausgabe jenes Standard-Werkes „Vom Kriege“ heraus. Aber nachdem das Buch im Buchhandel erschienen war, erhielt der Verlag von der Redak-tion des bekannten Nachschlagewerkes „Who is Who“ einen Brief, in dem sie um die Adresse und die Personalien von v. Clausewitz bat, da man ihn mit in die nächste Auflage hineinnehmen wolle. Der Buchverlag antwortete, daß er leider mit der Adresse des Generals von Clausewitz nicht dienen könne, da dieser bereits im Jahre 1831 gestor-ben sei.

Wenige Tage später erhielt der Buch-verlag einen neuen Brief, diesmal von der Polizeibehörde: „Es ist uns zur Kenntnis gekommen, daß ein Verfasser namens von Clausewitz ein Buch in Ihrem Verlag herausgegeben hat. Dem Namen nach zu urteilen, handelt es sich um einen Deutschen. Wir kön-

nen jedoch nicht feststellen, daß von Clausewitz als Angehöriger eines Staa-tes, mit dem die Vereinigten Staaten sich im Kriege befinden, ordnungs-gemäß seine Anmeldepflicht erfüllt hat.“ Der Buchverlag antwortete diesmal, daß, da von Clausewitz bereits 112 Jahre tot sei, er kaum in der Lage sei, sich polizeilich anzumelden.

Der „Manchester Guardian“, der diese erstaunlichen Mitteilungen – in-dessen vielleicht sind sie auch gar nicht erstaunlich – veröffentlicht, schließt mit der Vermutung, daß der nordamerika-nische Buchverlag wohl in Kürze eine Anfrage von der nordamerikanischen Wehrmacht erhalten werde, warum von Clausewitz sich nicht zum Militär-dienst gestellt habe sowie einen Brief von den Steuerbehörden, warum er nicht ordnungsgemäß seine Steuern zahle.

Den Vermutungen des englischen Blattes hat der Kalenderschreiber nichts hinzuzusetzen!

Auch das
KRIEGS-WHW
ist eine Schlacht,
die siegreich
geschlagen werden muß!



Fischräuchererei in einem Ostseehafen.

Aufnahme: Atlantik-Suche

Die Segelkorvette „Amazone“

Im vergangenen Sommer auf Johanni, also am 24. Juni, waren hundert Jahre verstrichen, seit die auf Rechnung des preußischen Staates erbaute Segelkorvette „Amazone“ vom Stapel lief. Man kann den Tag, dessen Denkwürdigkeit unbestritten ist, als Geburtstag der deutschen Kriegsmarine bezeichnen. Das geschah u. a. auch in einem Aufsatz von Oberstleutnant a. D. Benary, dem der Kalenderschreiber nun das Wort gibt: Das alte Deutsche Reich war niemals eine Seemacht gewesen. Es hatte sich nicht einmal groß darum gekümmert, daß am Ausgang des Mittelalters der Bund der Hansestädte eine Flotte erbaute, die mehr als ein Jahrhundert die Meere des nördlichen Europas beherrschte. Es hatte ihren Niedergang ruhig mitangesehen.

In Brandenburg-Preußen hatte der Weitblick des Großen Kurfürsten die Bedeutung der See für die Entwicklung seines Staatswesens erkannt. Die von ihm in Dienst gestellten Kriegsschiffe unter Admiral Raule und anderen wackeren Kapitänen hatten ihre Kaperefahrten bis in den Atlantik ausgedehnt und die weiße Flagge mit dem roten, kurbrandenburgischen Adler an der afrikanischen Westküste gehißt. Bei seinem Tode zählte die Flotte in ihren Häfen Pillau, Kolberg und Emden nicht weniger als 26 Schiffe aller Art und Größen. Aber die Nachfolger des großen Kurfürsten ließen Häfen und Schiffe verfallen, und es dauerte mehr als ein Jahrhundert, bis die Flottenfreunde in Preußen-Deutschland sich wieder regten.

Die Gründung einer deutschen Flotte, um die sich besonders der Bremer Großkaufmann Dückwitz und der Admiral Brommy verdient machten, im Jahr 1848, blieb eine Episode. Ihre Schiffe kamen im Kriege gegen Dänemark nicht zum aktiven Einsatz und wurden vier Jahre später sang- und klanglos versteigert. Zwei jener Schiffe wurden von Preußen übernommen. Hier hatte der Prinz Adalbert, ein begeisterter Seemann, dem als Sachverständiger der Kapitän Schröder zur Seite stand, in zwischen den Flottengedanken nachdrücklich vorwärts getrieben.

Die „Amazonen“ freilich war nur ein kleines, kaum kriegstüchtiges Schiff, das aber als Ausbildungsfahrzeug gute Dienste leistete und die preussische Flagge bis in die Häfen an der Westküste Nordamerikas trug. Sie ist am 14. November 1861 bei einem schweren Sturm in der Nordsee mit ihrer ganzen Besatzung verlorengegangen. Ein Gedenkstein vor der Gnadenkirche in Berlin erinnert noch heute an ihr tragisches Ende.

Die auf der „Amazonen“ ausgebildeten Offiziere und Unteroffiziere hatten inzwischen unermüdlich an dem zwar langsamen, aber stetigen Ausbau der preussischen Kriegsmarine gearbeitet. Der soldatische Zug, der seit der Regierungsübernahme König Wilhelms und der Kanzlerschaft Bismarcks die preussische Politik durchwehte, kam auch ihm zugute. Das Flottenbauprogramm von 1863 sah bereits neben den erforderlichen Schiffen für die Küstenverteidigung und den Auslandsdienst eine Schlachtflotte von sechs Panzerfregatten, sechs Raddampfer- Aviso's und vier Transportschiffen vor. In seiner Begründung war gesagt: „Preußen muß eine Flotte gründen und unterhalten, die sowohl zum Schutz seines überseeischen Handels, wie auch zum Seekrieg,

das ist zur Verteidigung der eigenen Küsten, und zum Angriff gegen feindliche Küsten geeignet ist.“

Als Flottenstützpunkt an der Nordsee wurde von Oldenburg, einem Staate, der stets vor allen anderen deutschen Staaten die Schaffung einer Seemacht verfochten hatte, ein Stück Land am Jadebusen erworben und auf ihm der Kriegshafen und die Stadt Wilhelms- haven erbaut. Matrosen- und Werft- divisionen wurden aufgestellt, ein Schiffsjungeninstitut gegründet. In der Admiralität erhielt die Flotte eine zentrale Kommando- und Verwaltungs- behörde. In der Ostsee wurde Danzig ihr Stationsort.

Im Dänischen Krieg bei Jasmund und vor Helgoland erhielt sie die Feuer- taufe. Nach seiner siegreichen Beendi- gung siedelten ihre Hauptkräfte nach Kiel über. Mit der Gründung des Nord- deutschen Bundes im Jahre 1866 ging die preussische Kriegsflotte in die Bun- desmarine auf. An ihren Masten stieg zum erstenmal die Schwarz-Weiß-Rote Flagge hoch, in der sich die Farben Preu- ßens mit denen des ehemaligen Hanse- bundes vereinten. Aus der Bundes- marine ward dann nach 1870/71 die Kaiserliche Deutsche Marine, deren machtvollen Aufstieg, deren glorreiche Bewährung und schmerzliches Ende im Weltkrieg die meisten von uns noch miterlebten. Ihre Überlieferung wurde im Zwischenreich durch die zwar zahlen- mäßig kleine, aber innerlich starke Reichsmarine allen Knebelungen des Friedensdikates von Versailles zum Troste, treu bewahrt. Die Freiheitstat des Führers schuf auch ihr Raum zu neuer Entwicklung, ließ sie als groß- deutsche Kriegsmarine zu dem scharfen Instrument werden, das im gegen- wärtigen Kriege unseren Begnern Schlag auf Schlag versetzt.



Wie der alte Fritz einen Dicken kurierte

Es war im „Goldenen Löwen“ zu Frankfurt an der Oder. Der große König, im abgewetzten Reisefleid und allein unterwegs, wie er es wohl zu Zeiten liebte, betrat das besagte Wirtshaus. Der Gasthalter musterte den recht fragwürdig hageren Gesellen, in dem er denn auch einen Landstreicher vermutete. Und zu essen könne er nichts haben, bedeutete der Wirt dem Fremden, der ihm zugestüstert habe, er sei schlecht bei Kasse. Der merkwürdige Gast ließ sich aber nicht mir nichts, dir nichts vertreiben. Er schaute sich zunächst einmal in der Gaststube vom „Goldenen Löwen“ um und nahm dann bei einem höchst wohlbeleibten Gaste Platz, der sich an einer Gans zu schaffen machte, die fettglänzend vor ihm stand.

Wohin die Reise gehe, fragte der unerkannte König den Dicken. Nach Ber-

lin!, antwortete der Schmerbauch, und zwar, um es gleich zu sagen, wolle er sich etwas von seinem Fett abzapsen lassen. Ob er lesen könne, fragte darauf der Fremde den Dicken. Nein, das könne er nicht, und er sei wohl auch schon zu alt, um es noch zu lernen. Das sei weiter kein Unglück, meinte darauf der Magere, der immer noch unerkannte König, er frage nur, weil er den Leibarzt des Königs gut kenne und an den, wenn es dem Herrn recht sei, eine kurze Benachrichtigung mitgeben wolle. Es sei ja auch nicht nötig, daß er selber lesen könne. Der Leibarzt könne das um so besser. Nur – es empfehle sich unter allen Umständen –, daß der Herr die Benachrichtigung an den Leibarzt des Königs keinem Menschen zeige.

Dann schrieb der König auf einen kleinen Zettel: „Laßt den faulen Kerl, der euch dies überbringt, kurzer Hand

ins Gefängnis setzen und verpflegt ihn nur mit trockenem Brot und Wasser, bis ich selber wieder daheim bin!" Nichtsahnend steckte der Dicke das Zettelchen in die Tasche und fragte, ob er zum Dank den Fremden zu der Gans einladen dürfe. Der König ließ sich das nicht zweimal sagen und hielt sich mit um so mehr Vergnügen an den gut gebratenen Vogel, als der Wirt dazu ein höchst mißvergnühtes Gesicht machte . . .

Nach einer Woche etwa oder vielleicht auch etwas später kam der König nach Berlin zurück. Kaum war er im

Schloß, erschien der Gefängniswächter und fragte, was er weiterhin mit dem Dicken machen solle, der übrigens schon gar nicht mehr so fett sei. Der König ließ sich den Häftling vorführen. Da erschien ein beträchtlich zusammengeschrumpfter Mann, den Wasser und Brot zwar vor dem Hunger bewahrt, aber um sein Fett gebracht hatten. Der König lachte und erkundigte sich, ob er, der „Dicke von gestern“, nicht mit dem Rezept zufrieden sei. Und gekostet habe ihn die Kur nicht einen roten Heller. Denn der Aufenthalt, den er genossen, gebe zu Lasten der königlichen Kasse . . .

Auf der Flucht vor dem Wasser . . .

Das Gehirn eines jüdischen Emigranten brachte, wie die englischen Blätter ausplauderten, den teuflischen Gedanken hervor, mit Fliegern Zalsperren in Deutschland anzugreifen. In Westdeutschland gelang den Briten die Zerstörung zweier Staubecken. Die plötzlich abströmenden Wasser richteten erheblichen Schaden an. Allein, die deutschen Menschen in den überfluteten Landschaften ließen sich nicht unterkriegen. Eine Schilderung aus der von der Wasserflut überraschten Gegend berichtete: Die Wasser haben sich verlaufen. Sie fließen wieder in der Salmitte, trüb und gelb noch, und in Bindungen, die an ferne Urlandschaften erinnern, aber ihre Gewalt ist gebrochen. Notstege springen über die ausgewaschenen Ufer, von emsig zimmernden Pionieren errichtet, oder ein Kahn tanzt über die Wellen und setzt die Leute des Tales über, die für ein Stündchen herüberkommen, um nach dem Nachbarn zu fragen. Sie schütteln sich länger als sonst die Hand, sie klopfen zärtlich das blanke Fell des Viehes, sie stopfen um-

ständig ihre kurze Pfeife und ihre Fragen tropfen langsam in den Abend, nüchterne und sachliche Fragen, in denen die Erregung nur noch schwach schwingt. Sie sind ganz ruhig, wie sie da an der holzüberspülten Dorfstraße stehen und mit schmalen Lidspalten zur Sperrmauer spähen, aus der urplötzlich das Wasser schoß, die Häuser des unteren Dorfes niederriß und in hoher Flutwelle das enge Tal hinunterjagte. Sie nickten stumm, wenn sie hören, daß die Gutsherrin von Himmelpforten den nassen Tod fand und dieser und jener Bauer bei der Heumahd fehlen wird. Wie es wohl in X. stehe, fragen sie mich. Ich weiß es nicht. Ich wolle erst noch hinunter. Ja - sie könnten noch von Glück sagen, meinten sie. Sie hätten immer so über den Fels geschimpft, auf dem das Dorf stehe. 75 Meter hätten die Brunnenbauer gebohrt und immer noch kein Wasser! Jetzt wüßten sie, wozu der Fels gut gewesen sei. Die paar Häuser im Tal ließen sich schnell wieder aufbauen, aber die Menschen seien doch gerettet, die meisten wenigstens. Man

habe erst an das übliche Hochwasser geglaubt, aber da sei die Flut schon am Dorf vorbeigesürzt. Sie hätten die Kinder aus den Betten gerissen und wären schnell ein paar Meter höher hinaufgesprungen und wären gerettet gewesen.

Sie schweigen wieder und ziehen an den Pfeifen, mit langen, bedächtigen Zügen. Sie sind seit Tagen nicht aus den Kleidern gekommen, denn es gab viele Dinge zu tun, als das Wasser über die steinernen Haustreppen und verschlammten Dielen zurückfloß, sie wuschen die Ackerkrume vom Tisch, sie legten die aufgeweichten Betten in die Sonne, sie reinigten die Felder von Steinen und entwurzelten Bäumen, sie stützten die schief gedrückten Häuser und hämmerten im Keller und auf dem First, sie verloren keine einzige Sekunde mit nutzlosen Gedanken, packten das Schicksal und zwangen es. Wenn sie einmal verschlaufend den Rücken hoben und sich umsahen, so erblickten sie im Tal die grauen Trupps der Soldaten, die die Straße freilegten von Trümmern, Balken und Hausrat. Da spürten sie, daß sie nicht allein waren.

K. ist die erste Stadt, die den Anprall der schäumenden Flutwelle aufging und brach. Die Menschen stehen in kleinen Gruppen vor den Haustüren. Sie haben den ganzen Tag schwer gearbeitet. Jetzt, da der Mond rötlich-gelb aus dem Dunst der Wiesen steigt, ruhen die Hände ein wenig. Die Stadt hat gelitten, Häuser sind verschwunden, Menschen werden betrauert, es wäre sinnlos, das alles zu bestreiten und das Leid zu bagatellisieren, aber die Stadt litt nicht mehr als andere, die die Narben des Krieges tragen. Mit den fallenden Wassern schrumpften auch die Gerüchte zusammen, die ersten, wilden alarmierenden Gerüchte, die die Wirk-

lichkeit um ein Vielfaches multiplizierten. Als morgens die ersten Wagen zum Friedhof fahren, da ist die Reihe der Särge doch nicht so lang, wie man ursprünglich vermutete. Auf dem kleinen Kirchhof spielen sich stille, erschütternde Szenen ab. Da sind Frauen, die ihren Mann, und Mütter, die ihre Kinder beweinen, da sind Urlauber, die ein Telegramm in die Heimat rief. Ihre Backenknochen werden kantig, und ihre Häuste ballen sich im Willen nach Vergeltung.

Er habe das Wasser zuerst gesehen, sagt ein ergrauter Werkmeister, der mir für die Nacht das Ledersofa in der Küche abgetreten hat. Er habe draußen gestanden. Da sei ein Trupp ausländischer Arbeiterinnen über die Brücke gelaufen. Sie seien ängstlich und furchtsam gewesen. Warum sie denn nicht im Luftschuttkeller der Fabrik seien? Sie hätten in den grünen Himmel gewiesen, aus dem ein Brausen gekommen sei. Und da habe er dann auch die Belle am Fuße des dunkel schattenden Berges gesehen, schäumend und wirbelnd. Er sei Blockleiter. Er sei über die Brücke zurückgesprungen, und habe die Türen der Häuser aufgerissen und gerufen: „Das Wasser kommt!“ Tausend Menschen hätten in seinem Block gewohnt, sie seien bis auf 92 gerettet worden, die nicht hätten glauben wollen, daß die Flut so hoch komme, die immer ein Stockwerk höher gestiegen seien, bis sie aus der Dachlufe gesehen hätten und die Häuser ineinandergestürzt seien.

Er nickt, der alte Werkmeister, und schlurft dann hinaus, kommt aber gleich mit einem kleinen Wasserfännchen wieder. Morgens reißen mich ratternde Lastwagen aus dem Schlaf. Die Sonne hängt noch in den ersten Schleiern der Frühe, weiß und blaß.

und die Hähne schlafen noch, da dröhnt das Kopfscheinplaster schon wieder unter den Stiefeln der Soldaten und N.A.S. Männer, die mit geschultertem Spaten zum Fluß marschieren, der immer mehr in sein altes Bett zurücktritt. Die N.S.B. verteilt Brot, Milch und Kaffee. Feldküchen bringen kräftige

Suppe, die Bevölkerung tauscht Schuhe, Strümpfe und Kleider gegeneinander aus und spürt unter dem Schlag eines harten Schicksals tief und rein das Gefühl einer unlösbaren Gemeinschaft, die kein Terror, keine Bombe bricht, vor der selbst die stürzenden Wasser abprallen.

Der Rächer

Es war im April 1943. Wieder einmal hatten die Amerikaner und Engländer Paris angegriffen mit ihren Bomben, also die Hauptstadt des Volkes, das sie in den Krieg gehetzt hatten, mit deren Heer sie im Frühherbst 1939 ins Feld gezogen waren. Die nichtswürdigen Terrorangriffe gegen die Wohnviertel französischer Städte zwingen die Franzosen zur Entscheidung der Frage, ob sie diese Angriffe, denen Tausende von Zivilisten zum Opfer fallen, begrüßen sollen oder nicht? So wahnwitzig diese Frage klingen mag, sie wird doch in Frankreich immer noch gelegentlich gestellt und zwar von einigen hoffnungslos verbohrteten Franzosen, die jedes angelsächsische Verbrechen offenbar als Wohltat der „Bundesgenossen“ gut heißen wollen, so lange sie nämlich persönlich nicht dadurch betroffen werden.

Freilich bei manchem beginnt es auch zu dämmern. Und immer mehr Franzosen sehen ein, was sie von den englischen „Freunden“ im Grunde zu halten haben. Ein erschütterndes Beispiel, das den moralischen Umbruch in Frankreich kennzeichnet, ereignete sich nach jenem angelsächsischen Bombenangriff auf Paris im April 1943, der unter der Zivilbevölkerung fast 400 Todesopfer forderte. Ein junger Mann von 22 Jah-

ren rief in einem vollbesetzten Pariser Untergrundwagen laut aus: „Sie sind fabelhaft, die Amerikaner – hoffentlich kommen sie bald wieder.“ Diese fürwahr ebenso hinwerbrannte wie niederträchtige Äußerung hörte ein Arbeiter, dessen Frau und drei Kinder zwei Tage vorher durch die amerikanischen Bomben getötet worden waren. Als der junge Mann den Wagen verließ, folgte er ihm, packte ihn auf der Straße und erwürgte ihn. Darauf ließ er sich verhaften.

Auf der Polizeistation erklärte der Arbeiter, von dem festgestellt wurde, daß er fleißig, unbescholten und ein guter Familienvater war, er habe durch die amerikanischen Bomben alles verloren, was ihm das Leben lebenswert gemacht habe. Er bedauere, den jungen Mann getötet zu haben, aber sein grenzenloser Zynismus sei ihm plötzlich wie die Verhöhnung der ermordeten Frau und seiner getöteten Kinder erschienen.

Die Angelegenheit wurde dem Polizeichef zugeleitet, der die Freilassung des Arbeiters anordnete. Auch Marschall Petain hat dieser Entscheidung zugestimmt. Ohne es zu wissen, ist der Arbeiter zum Vollstrecker des Urteils jener Franzosen geworden, denen die verbrecherischen angelsächsischen Bomben schwerstes Leid zugefügt haben.